Die Elenden.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Fünfter Band.

Dritte Abtheilung: **Marius.**

Erster Band.

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

Marius.

Von

Victor Hugo.

Deutsch

von

L. von Alvensleben.

Erster Band.

(Dritte Abtheilung der „Elenden“.)

Berlin.
Hasselberg'sche Verlagshandlung.
(J. Winckler.)

Marius.

Erstes Buch.

Paris in seinen Atomen.

I.

Parvulus.

Paris hat ein Kind und die Straßen haben einen Vogel; der Vogel heißt der Sperling; das Kind heißt der Gamin.

Man verbinde diese beiden Gedanken, von welchem der eine einen Schmelzofen, der andere die ganze Morgenröthe enthält, man schütte die Funken beider durcheinander, Paris und die Kindheit, so entsteht daraus ein kleines Wesen. Homuncio würde Plautus sagen.

Dieses kleine Wesen ist lustig. Es ißt nicht alle Tage geht aber alle Abend, wenn es ihn so gut dünkt, in das Theater. Es hat kein Hemd auf dem Leibe, keine Schuhe an den Füßen, kein Dach über dem Kopfe. Es gleicht den Fliegen, die von alledem nichts besitzen. Es ist sieben bis dreizehn Jahr alt, lebt in Gemeinschaft, tritt das Pflaster und wohnt in freier Luft; trägt eine alte Hose von seinem Vater, die ihn bis über die Hacken herabhängt, einen alten Hut von irgend einem andern Vater, der ihn bis über die Ohren fällt, ein einziges Tragband von gelber Borde, läuft, späht, bittet um Almosen, verliert die Zeit, flucht wie ein Verdammter, besucht die Cabarets, kennt die

Spitzbuben, duzt die Dirnen, spricht kauderwelsch, singt leichtfertige Lieder und hat im Herzen nichts Böses. Das kommt daher, weil in seiner Seele eine Perle ruht, die Unschuld, und die Perlen lösen sich in dem Koth nicht auf. So lange der Mensch Kind ist, will Gott, daß er auch unschuldig sei.

Fragt man die gewaltige Stadt: „wer ist das?“ so würde sie darauf antworten: „das ist mein Kleiner.“

II.

Einige der besonderen Zeichen.

Der Gamin von Paris ist der Zwerg des riesigen Geschlechts.

Uebertreiben wir nicht; dieser Cherubin der Straßenrinnen hat zuweilen ein Hemd, aber dann hat er nur eins; er hat zuweilen Schuhe, aber dann haben die Schuhe keine Sohlen; er hat zuweilen eine Wohnung und liebt diese, denn er findet in derselben seine Mutter; aber die Straße zieht er vor, weil er auf ihr die Freiheit findet. Er hat seine eigenen Spiele, seine eigenen Bosheiten, deren Grundlage der Haß gegen die Wohlhabenden bildet; seine eigenen Redensarten. Todt sein heißt bei ihm H u n d s l a t t i g b e i d e r W u r z e l e s s e n; sein eigenes Geschäft, Fiaker holen, die Tritte der Wagen herablassen, bei heftigem Regen einen Weg über die Straße kehren, was er nennt K u n s t b r ü c k e n

bauen; die Reden auszuschreien, welche die Behörde zu Gunsten des französischen Volkes erläßt; zwischen den Pflastersteinen kratzen; er hat sein eigenes Geld, welches aus allen Stücken kleinen geprägten Kupfers besteht, die man auf den öffentlichen Wegen finden kann. Dieses merkwürdige Geld welches den Namen Fetzen annimmt, hat seinen unwandelbaren Cours und ist in dem kleinen Zigeunerlande der Kinder sehr gut geordnet.

Endlich hat er auch seine eigenen Thiere, die er in den Winkeln aufmerksam beobachtet; das Thier des guten Gottes, die Todtenkopfswanze, den Aergerlichen, „den Teufel", ein schwarzes Insekt, welches dadurch verletzt, daß es seinen mit zwei Hörner besetzten Schwanz zusammenzieht; er hat sein fabelhaftes Ungeheuer, welches Schuppen unter dem Bauch hat und doch keine Eidechse ist, Blasen auf dem Rücken und doch keine Kröte ist, welches die Löcher der alten Kalköfen und der ausgetrockneten Ziehbrunnen bewohnt, schwarz, haarig, klebrig, kriechend, bald langsam, bald rasch, welches nicht schreit, aber sieht, und so fürchterlich ist, daß noch Niemand es jemals erblickt hat. Er nennt dieses Ungeheuer „den Tauber." Tauber unter den Steinen zu suchen ist ein Vergnügen gefährlicher Art. Ein anderes Vergnügen ist, plötzlich den Stein aufzuheben und Kellerwürmer zu suchen. Jede Gegend von Paris ist berühmt durch die interessanten Auffindungen, die man dort machen kann. Es giebt Ohrwürmer auf den Zimmerstätten der Urselinerinnen, Tausendfüße im Panthéon, Froschwürmer in den Gräbern des Märzfeldes.

Was Witzworte betrifft, so hat dieses Kind sie von Talleyrand. Es ist nicht minder cynisch, aber rechtschaffener. Es ist begabt mit einer unvorhergesehener Lustigkeit; er erschreckt den Krämer durch sein tolles Lachen. Seine Tonleiter geht lustig von dem höheren Lustspiel bis zu der Posse herab.

Ein Leichenzug kommt vorüber. Unter denen, welche ihn begleiten, befindet sich ein Arzt.

„Sieh," ruft ein Gamin, „seit wann bringt denn ein Arzt seine Werke zurück!"

Ein Anderer drängt sich unter die Menge. Ein ernster Mann mit Brille und Uhrgehänge wendet sich unwillig um:

„Taugenichts," sagte er, „Du hast meiner Frau einen Kuß gestohlen."

„Ich, Herr? Untersuchen Sie mich?"

III.

Er kann angenehm sein.

Am Abend geht der homuncio mit Hülfe einiger Sous, die er sich stets zu verschaffen die Mittel findet, in ein Theater. Indem er die Zauberschwelle überschreitet, verwandelt er sich, er war der Gamin, er wird der Titi. Die Theater sind eine Art umgekehrter Schiffe, welche den Schiffsraum oben haben. In diesem nimmt der Titi Platz. Der Titi ist im Verhältniß zum Gamin das, was der Nachtfalter im Verhältniß zur Puppe ist; dasselbe Geschöpf, aber fliegend und schwärmend. Es genügt, daß er da ist, mit seinem vor Glück strahlenden Gesicht, mit seiner Kraft des Enthusiasmus und der Freude, mit seinem Händeklatschen, welches dem Schlagen der Flügel gleicht, damit dieser enge, dunkle schmutzige, ungesunde, abscheuliche Raum den Namen Paradies annimmt.

Man gebe einem Geschöpf das Unnöthige und nehme ihn das Nothwendige, so hat man einen Gamin.

Der Gamin ist nicht ohne einen literarischen Anstrich. Seine Neigung, das müssen wir mit gebührendem Bedauern sagen, ist nicht eben der klassische Geschmack. Seiner Natur nach ist er nicht sehr wählerisch. So müssen wir z. B. erwähnen, daß die Beliebtheit der Madmoiselle Mars bei diesem kleinen stürmischen Kindervolke mit einer gewissen Ironie gemischt war. Der Gamin nannte sie Madmoiselle Muche.

Dieses Geschöpf brüllt, schreit, prügelt, hat Flitter wie ein Säugling und Lumpen wie ein Philosoph; fischt in dem Rinnstein, jagt in der Cloake, zieht die Lustigkeit aus dem Kothhaufen, peitscht mit seinem Witze die Kreuzwege, lacht und beißt, pfeift und singt, jubelt Beifall und verhöhnt, findet ohne zu suchen, weiß, was es nicht gelernt hat, ist sparsam bis zur Gaunerei, wahnsinnig bis zur Weisheit, lyrisch bis zum Schmutze, setzt sich auf den Olymp, wälzt sich auf dem Misthaufen umher und verläßt ihn mit Sternen bedeckt. Der Gamin von Paris ist der kleine Rabelais.

Er ist mit seiner Hose nicht zufrieden, wenn diese keine Uhrtasche hat.

Er wundert sich wenig, erschreckt noch weniger, bespöttelt den Aberglauben, verkleinert die Uebertreibungen, beleuchtet die Geheimnisse, streckt gegen die Geister die Zunge heraus, entpoetisirt die höheren Regionen, mischt die epischen Gedichte mit Carikaturen. Er wird deshalb nicht prosaisch. Keineswegs; allein er setzt an die Stelle der feierlichen Vision die possenhafte Phantasmagorie.

IV.

Er kann nützlich sein.

Paris beginnt mit dem Maulaffen und endigt mit dem Gamin, zwei Wesen, deren keine andere Stadt fähig ist. Paris hat in seiner Naturgeschichte diese Eigenthümlichkeit. Die ganze Monarchie liegt in den Maulaffen; die ganze Anarchie liegt in den Gamin.

Dieses bleiche Kind der Vorstädte von Paris lebt und entwickelt sich in den Leiden, in Gegenwart gesellschaftlicher Wirklichkeiten und menschlicher Dinge als ein nachdenkender Zeuge. Es hält sich selbst für sorglos, doch es ist es nicht. Es betrachtet, bereit zu lachen, aber auch bereit zu anderen Dingen. Wer Ihr auch seid und wie Ihr Euch nennt: Vorurtheil, Mißbrauch, Schmach, Bedrückung, Unbilligkeit, Ungerechtigkeit, Despotismus, Fanatismus, Tyrannei, nehmt Euch vor dem Gamin in Acht.

Dieser Kleine wird größer werden.

Aus welchem Thon ist er gebildet? Aus dem ersten besten Koth. Eine Handvoll Dreck, ein Hauch, und Adam ist fertig. Es genügt, daß ein Gott vorübergeht. Ein Gott ist stets bei dem Gamin vorübergekommen. Das Glück arbeitet für dieses kleine Wesen. Unter dem Worte Glück verstehen wir ein wenig Zufall. Wird dieser Pygmäe, der aus der gemeinschaftlichen rohen Erde geformt ist, unwissend, ungelehrt, trotzig, gemein, einst ein Ionier oder ein Böotier? Man erwarte, ob der pariser Geist, dieser Dämon, welcher

die Kinder des Zufalls und die Männer des Schicksals bildet, im Gegensatz zu dem römischen Töpfer aus dem Kruge einem Aphore machen wird.

V.

Seine Grenzen.

Der Gamin liebt die Stadt, er liebt auch die Einsamkeit, weil Weisheit in ihm liegt.

Denkend umherirren, das heißt flaniren, ist eine gute Verwendung der Zeit für den Philosophen; besonders in jenem fast bastardmäßigem, ziemlich häßlichen, aber eigenthümlich aus zwei verschiedenen Naturen zusammengesetzen Feld, welches gewisse große Städte umgiebt, und namentlich Paris. Den Stadtbezirk beobachten heißt die Amphibie beobachten. Ende der Bäume, Anfang der Dächer, Ende des Grases, Anfang des Pflasters, Ende der Ackerfurchen, Anfang der Verkaufsläden, Ende der Fahrgeleise, Anfang der Leidenschaften, Ende des göttlichen Flüsterns, Anfang des menschlichen Lärmens. Daraus entspringt ein außergewöhnliches Interesse.

Daher rühren die einsamen, scheinbar zwecklosen Spaziergänge des Denkers an diesen Orten, die so wenig Anziehendes haben und mit dem Worte „traurig" sehr richtig bezeichnet werden.

Der, welcher diese Zeilen schreibt, hat längere Zeit die Barrièren von Paris umschwärmt, und dies bildet für ihn

eine Quelle mächtiger Erinnerungen. Der kahle Rasen, die steinigen Fußpfade, die Kreide, der Mergel, der Gyps, die nackte Eintönigkeit der Felder, die plötzlich in einem Thal erblickten Pflanzen des Gemüsegärtners, dies Gemisch des Wilden und des Bürgerlichen, diese öden Flächen, zu denen die Trommeln der Garnison lärmend herübertönen, diese Thebaïden am Tage und Raubhöhlen in der Nacht, das Alles zog ihn an.

Fast Niemand auf Erden kennt die eigenthümlichen Orte, die Glacière, die Cunette, die abscheuliche Mauer von Grenelle, befleckt durch Kugeln, den Mont-Pornasse, den Mont-Souris, die Tombe-Issoire, die Pierre Plate von Châtillon, wo ein alter ausgenutzter Steinbruch liegt, der nur noch dazu dient, Pilze hervorzubringen und der durch eine Fallthür von verhüllten Brettern bedeckt wird. Die Campagna von Rom ist ein Begriff und der Stadtbezirk von Paris ist ein anderer; in dem, was uns der Horizont bietet, nichts zu sehen als Felder, Häuser oder Bäume heißt auf der Oberfläche bleiben; alle Außenseiten der Dinge sind Gedanken Gottes. Der Ort, an welchem eine Ebene sich mit einer Stadt verbindet, trägt stets einen ergreifenden melancholischen Stempel. Natur und Menschheit sprechen hier zu gleicher Zeit zu uns. Es zeigen sich die örtlichen Eigenthümlichkeiten.

Wer gleich uns in den Einsamkeiten umhergeirrt ist, welche an unsere Vorstädte grenzen, die man die Ränder von Paris nennen könnte, wird hier und dort an den ödesten Orten, in den unerwartetsten Augenblicken hinter einer dünnen Hecke oder in einem finstern Winkel Kinder erblickt haben, lärmend, schmutzig, staubig, zerlumpt, mit Kornblumenkränzen gekrönt, spielend. Das sind alle die kleinen Flüchtlinge der armen Familien, der äußere Boulevard ist der Mittelpunkt, auf dem sie athmen können; das Weichbild der Stadt gehört ihnen. Sie laufen hier fortwährend hinter die Schule. Ungezwungen

wiederholen sie hier ihre leichtfertigen Gesänge. Sie sind hier, oder besser gesagt, sie existiren hier fern von jedem Glück in dem milden Lichte des Mai oder des Juni, niedergekniet um ein Loch in der Erde, Kugeln mit den Fingern schnellend, sich um Liers zankend, unverantwortlich lustig, ausgelassen, glücklich. Sobald sie einen Wanderer erblicken, erinnern sie sich daran, daß sie eine Industrie haben, daß sie ihren Lebensunterhalt gewinnen müssen und bieten einen alten mit Maikäfern gefüllten Strumpf oder einen Büschel Flieder zum Verkauf an. Dieses Begegnen eigenthümlicher Kinder ist eine der Reize von der Umgegend von Paris. Zuweilen giebt es unter diesen Haufen von Knaben auch kleine Mädchen; — sind das ihre Schwestern? — beinahe junge Mädchen, mager, fieberhaft, bleich, mit rothen Flecken, geschmückt mit Kornähren oder wilden Mohn, barfuß. Man sieht Einige in dem Korn Kirschen essen. Am Abend hört man sie lachen. Diese Gruppen, hell beschienen von der Mittagssonne oder in der Abenddämmerung erblickt, beschäftigen lange Zeit den Denker und diese Visionen mischen sich in seine Träume.

Paris als Mittelpunkt die Stadtgrenze als Umkreis, das ist für diese Kinder die ganze Erde. Darüber hinaus wagen sie sich nie. Sie können die pariser Atmosphäre ebensowenig verlassen wie der Fisch das Wasser. Für sie giebt es zwei Meilen jenseits der Barrière nichts mehr: Ivry, Gentilly, Arcueil, Belleville, Aubervilliers, Ménilmontant, Choisy-le-Roi, Billancourt, Meudon, Issy, Vanvre, Sèvres, Puteaux, Neuilly, Gennevilliers, Colombes, Romainville, Chatou, Asnières, Bougival, Nanterre, Enghien, Noisy-le-Sec, Nogent, Gournay, Drancy, Gonesse; damit endet ihre Welt

VI.

Ein wenig Geschichte.

In dem übrigens beinahe gleichzeitigen Abschnitte, in welchem die Handlung dieses Buches vor sich geht, stand nicht wie jetzt ein Polizeidiener an jeder Straßenecke, übrigens eine Wohlthat, die sich nicht bestreiten läßt. Paris war überreich an umherirrenden Kindern. Die Statistik giebt als Durchschnittszahl 260 obdachlose Kinder, welche damals alljährlich durch die Polizeipatrouillen in offenen Feldern, in Häusern, die im Bau begriffen waren, und unter den Brückengewölben aufgefunden wurden. Eines dieser Nester, welche berühmt geblieben sind, hat die „Schwalben der Brücke von Arcole" hervorgebracht. Dies ist übrigens eines der verderblichsten socialen Symptome. Alle Verbrechen des Mannes beginnen mit dem Vagabondiren des Kindes.

Nehmen wir indeß Paris aus. In gewissem Grade und ungeachtet der Erinnerung, die wir erweckt haben, ist die Ausnahme gerecht. Während in jeder andern großen Stadt ein vagabondirendes Kind ein verlorener Mensch ist, während beinahe überall das sich selbst überlassene Kind einigermaßen dem Verhängniß des Lasters verfällt, welches in ihm die Rechtschaffenheit und das Gewissen untergräbt, ist der Gamin von Paris, wie wir behaupten, so verderbt er auch auf der Oberfläche sein mag, im Innern beinahe unangetastet. Pariser Luft athmen, das erhält die Seele.

Was wir hier behaupten, raubt die Beklemmung des Herzens nicht, von der man sich ergriffen fühlt, so oft man

einem dieser Kinder begegnet, um welches man die zerrissenen Faden der Familie flattern zu sehen glaubt. Bei der noch so unvollständigen gegenwärtigen Civilisation ist es nicht sehr anormal, diese Bruchtheile der Familie zu sehen, die in dem Dunkel verschwinden, und bei denen die Eltern nicht mehr wissen, was aus ihren Kindern geworden ist. Daher entstehen dunkle Geschicke. Das heißt — denn diese traurige Thatsache hat eine Bezeichnung gefunden — auf das Pflaster von Paris geworfen werden.

Im Vorbeigehen sei gesagt, daß dieses Verlassen der Kinder durch die ehemalige Monarchie nicht entmuthigt wurde. Etwas Zigeunerhaftes in den unteren Regionen gefiel den oberen Sphären und sagte dem Mächtigen zu. Der Haß gegen den Unterricht der Kinder des Volkes war ein Dogma. Wozu die „halbe Aufklärung?" Das war das Feldgeschrei. Das verlassene Kind aber ist gleichbedeutend mit dem unwissenden Kinde.

Uebrigens bedurfte die Monarchie zuweilen der Kinder, und dann säuberte sie die Straßen. Unter Ludwig XIV., um nicht weiter zurückzugehen, wollte der König mit gutem Grund eine Flotte schaffen. Der Gedanke war gut. Aber wie stand es mit den Mitteln? Keine Flotte, wenn nicht neben dem Segelschiff, dem Spielwerk des Windes, und im Fall der Noth dem Schleppschiffe, andere Schiffe bestehen, die fahren können, wohin sie wollen, sei es mit dem Ruder, sei es mit dem Dampfe; die Galeere war daher für die damalige Marine, das, was heutzutage die Dampfer sind. Man mußte daher Galeeren haben. Allein die Galeere wird nur durch den Galeerenzüchtling gerudert; man mußte daher Ruderer finden. Colbert ließ durch die Intendanten der Provinzen und die Parlamente so viel Züchtlinge machen, als sie konnten. Die Gerichtsbehörden zeigten sich dabei schon gefällig. Behielt ein Mann bei der Prozession den Hut auf dem Kopfe, so war das hugenottische Haltung und

man schickte ihn auf die Galeere. Traf man auf der Straße ein Kind, so schickte man es auf die Galeere, vorausgesetzt, daß es fünfzehn Jahr alt war und kein Obdach hatte. Große Regierung! Großes Jahrhundert!

Unter Ludwig XV. verschwanden die Kinder in Paris; die Polizei hob sie auf, man weiß nicht, zu welchem geheimnißvollen Gebrauche. Man flüsterte mit Entsetzen abscheuliche Vermuthungen über die bains de pourpre des Königs. Barbier spricht ganz unbefangen von diesen Dingen. Es geschah zuweilen, daß die Polizeibeamten in Ermangelung anderer Kinder, solche nahmen, welche Väter hatten. Die Väter griffen dann voll Verzweiflung die Polizeidiener an. In diesem Falle mischte sich das Parlament ein und ließ hängen; wen? die Polizeidiener? nein; die Väter.

VII.

Der Gamin würde seinen Platz in den Kasten Indiens bekommen.

Das Pariser Gaminwesen ist beinahe eine Kaste. Man könnte sagen: es ist nicht Jeder Gamin, der es sein will.

Das Wort Gamin wurde zum ersten Male im Jahre 1834 gedruckt und gelangte dadurch aus der Volkssprache in die Schriftsprache. In einem Schriftchen, welches den Titel führte: Claude Gueux, erschien das Wort zum ersten Male. Das Aergerniß war groß; das Wort ist geblieben.

Die Elemente, aus denen die gegenseitige Achtung der

Gamins unter sich bestehen, sind sehr mannigfaltig. Wir haben einen gekannt und benutzt, der sehr geachtet und bewundert war, weil er einen Menschen von dem Thurm von Notre-Dame hatte herabfallen sehen; einen andern, weil es ihm gelungen war, in den Hinterhof zu dringen, auf welchem einstweilen die Bildsäulen des Domes der Invaliden aufgestellt waren, und ihnen Blei „abzuschaben“; einem Dritten, weil er eine Dilegence umwerfen sah; noch einem andern, weil er einen Soldaten kannte, der beinahe einem Bürger ein Auge ausgeschlagen hätte.

Dies erklärt den Ausruf eines Pariser Gamins: „Gott ist Gott! Habe ich auch Unglück! zu sagen, daß ich noch nicht einmal einen Menschen vom fünften Stockwerk herunterfallen sah!“

Ganz gewiß ist es eine treffende Aeußerung eines Bauers: Vater so und so, „Ihre Frau ist an ihrer Krankheit gestorben, weshalb haben Sie nicht nach dem Arzt geschickt? — Ja, was wollen Sie, mein Herr, wir armen Hunde, wir sterben ganz allein.“

Wenn aber die ganze Theilnahmlosigkeit des Bauern in jenen Worten liegt, so zeigt sich unbedingt die Anarchie des freidenkenden Vorstädters in der folgenden:

Ein zum Tode Verurtheilter hört auf dem Karren seinen Beichtvater an. Das Pariser Kind ruft: „er spricht mit seinem Pfaffen! O, die Memme!“

Eine gewisse Verwogenheit in religiöser Beziehung erhöht den Gamin. Ein Freigeist zu sein, ist von großer Wichtigkeit.

Den Hinrichtungen beizuwohnen, gilt als eine Pflicht. Man zeigt sich die Guillotine und lacht. Man giebt ihr alle Arten von Namen. Ende der Suppe, — Kratzbürste, — Mutter des Blauen (des Himmels), — der letzte Mundvoll rc. rc. Um nichts von der Sache einzubüßen, erklettert

man Mauern, schwingt sich auf Balcons, steigt auf Bäume, klammert sich an die Gitterthore, an die Essen. Der Gamin ist als Dachdecker ebenso wie als Seemann geboren. Ein Dach hindert ihn ebenso wenig wie ein Mastbaum. Kein Fest, welches dem Grèveplatz gleichkomme. Samson und Abbé Montès sind wahrhaft volksthümliche Namen. Man verhöhnt den Verurtheilten, um ihn zu entmuthigen. Man bewundert ihn zuweilen. Lacenaire, der als Gamin den abscheulichen Dautun muthig sterben sah, that die Aeußerung, in welcher eine Zukunft lag: ich war auf ihn eifersüchtig. In dem Gaminwesen kennt man Voltaire nicht, wohl aber Papavoine. Man vermischt in einer und derselben Legende die Politiker mit den Mördern. Man hat die Tradition der letzten Kleidung Aller. Man weiß, daß Tolleron eine Mütze trug; Avril eine Kappe von Fischotterfell; Louvel einen runden Hut; daß der alte Delaporte kahlköpfig und barhäuptig war, daß Castaing ganz munter und sehr hübsch aussah; daß Bories einen romantischen Kinnbart trug; daß Jean-Martin seine Hosenträger behalten hatte; daß Lecouffé und seine Mutter sich zankten.

„Macht Euch doch Euren Korb nicht streitig!" rief hier ein Gamin zu.

Ein Anderer, der unter der Menge zu klein war, aber doch Debacker vorbeikommen sehen wollte, bemerkte eine Laterne des Quai und kletterte daran hinauf. Ein Gensdarm, der hier stand, runzelte die Stirn.

„Lassen Sie mich nur klettern, Herr Gensdarm," sagte der Gamin. Und um den Beamten zu rühren, fügte er hinzu: „ich werde nicht fallen."

„Es kümmert mich wenig, ob Du fällst oder nicht," erwiederte der Gensdarm.

In dem Gaminwesen wird ein bemerkenswerther Unfall sehr hoch angerechnet. Man gelangt auf den Gipfel der Achtung, wenn man sich „bis auf den Knochen schneidet."

Die Faust ist kein geringes Mittel, sich Achtung zu erwerben. Eine der beliebsten Aeußerungen des Gamins ist: „o, ich bin hübsch stark!“ Linkhändig zu sein, macht sehr beneidenswerth. Zu schielen ist eine geschätzte Eigenschaft.

VIII.

Eine Aeußerung des letzten Königs.

Im Sommer verwandelt er sich in einen Frosch und Abends mit Anbruch der Nacht stürzt er sich bei den Brücken von Austerlitz und von Jena von den Fahrzeugen der Wäscherinnen mit dem Kopf voran, in die Seine und verletzt auf alle mögliche Weise die Gesetze der Sittlichkeit und der Polizei. Indeß wachen die Polizeidiener und es entsteht eine höchst dramatische Situation, welche meist zu einem brüderlichen und denkwürdigen Ausrufe Veranlassung giebt. Dieser Ruf, der 1830 berühmt wurde, ist eine strategische Mahnung des Gamin gegen den Gamin. Der Ruf lautet: Ohe, Titi, oheee! Es giebt Schnupfer! Es kommen Püffe! Nimm Deine Lumpen und mache Dich davon — geh durch die Kloake!

Zuweilen kann die Mücke — so nennt der Gamin sich selbst — lesen; zuweilen kann er schreiben, immer aber schmieren. Er unterläßt nie, sich — man weiß nicht, durch welch einen geheimnißvollen gegenseitigen Unterricht —

alle Talente beizubringen, die der öffentlichen Sache nützlich sein können. Von 1815 bis 1830 ahmte er das Kollern des Truthahns nach; von 1830 bis 1840 kritzelte er eine Birne auf die Mauern. An einem Sonnabend kehrte Ludwig Philipp zu Fuß von einem Spaziergange zurück und sah einen ganz kleinen Burschen, der schwitzte, indem er sich auf die Zehen hob, um eine riesige Birne auf einem der Pfeiler des Gitterthors von Neuilly mit Kohle zu malen; mit jener Gutmüthigkeit, die er von Heinrich IV. geerbt hatte, half der König dem Gamin, machte die Birne fertig und gab dann dem Kinde einen Louisd'or, indem er sagte: Auch darauf ist die Birne!

Der Gamin liebt den Tumult. Ein gewisser gewaltsamer Zustand gefällt ihm. Er verabscheut die Pfarrer. Eines Tages machte einer dieser jungen Schelme in der Rue d'Université eine Nase gegen den Thorweg der Nr. 69.

„Weshalb machst Du das gegen die Thür?" fragte ein Vorübergehender.

„Es haust da ein Pfarrer." In der That wohnt dort der Nuntius des Papstes. Wie groß übrigens auch der Voltairianismus des Gamins sein mag, so nimmt er, wenn die Gelegenheit sich bietet, doch das Amt eines Chorknaben an und versieht dann bei der Messe sein Amt ganz anständig. Zwei Dinge giebt es, deren Tantalus er ist, und die er beständig ersehnt, ohne sie erreichen zu können: den Sturz der Regierung und eine neue Hose.

Ein vollkommener Gamin kennt alle Stadtdiener von Paris, und wenn er einen derselben begegnet, weiß er den Namen unter das Gesicht zu setzen. Er zählt Dir Alle an den Fingern her; er studirt ihre Sitten und hat über jeden seine besonderen Kenntnisse. Er liest in den Seelen der Polizei, wie in einem offenen Buche. Er sagt ganz geläufig ohne zu stocken: der ist ein Verräther, der ist sehr boshaft, der ist groß, der ist lächerlich; (alle diese Worte

Verräther, boshaft, groß, lächerlich haben in seinem Munde eine besondere Bedeutung); er bildet sich ein, der Point-Neuf gehörte ihm und hindert die Leute, auf dem Simse außerhalb der Brüstung spazieren zu gehen; er hat die Sucht, den Leuten die Ohren zu zausen rc. rc.

IX.

Die alte Seele Galliens.

Es lag Etwas von diesem Kinde in Poquelin, dem Sohne der Hallen, und ebenso in Beaumarchais. Das Gaminwesen ist eine Schattirung des Geistes Galliens. Gepaart mit dem gesunden Verstand, verleiht es diesem zuweilen Kraft, wie der Alkohol dem Wein. Zuweilen ist es ein Fehler. Camille Desmoulins war ein Vorstädter. Championnet, der die Wunder verspottete, stammt von dem pariser Pflaster; als ganz kleines Kind hatte er die Kirchthüren überschwemmt; er hatte das Reliquienkästchen der heiligen Genoveva Du genannt, um den Flaschen des heiligen Januaris Befehle zu ertheilen.

Der Gamin von Paris ist ehrerbietig, ironisch und unverschämt. Er hat immer schlechte Zähne, weil er schlechte Nahrung bekommt und sein Magen schwach ist, und schöne Augen, weil er Geist besitzt. Er spielt in dem Rinnsteine und richtet sich zur Emeute auf; seine Unverschämtheit bewahrt er selbst vor dem Kartätschenhagel; er war ein kleiner Schelm und wird ein Held; gleich dem kleinen Thebaner

schüttelt er die Löwenhaut; der Tambour Barra war ein pariser Gamin; er rief: vorwärts! und in einer Minute wurde er vom Zwerg zum Riesen.

Dieses Kind des Kothes ist auch das Kind des Ideals. Man messe die Ausbreitung der Flügel, welche von Molière zu Barra geht.

Alles zusamengefaßt und um es mit einem Worte zu sagen, ist der Gamin ein Geschöpf, das sich unterhält, weil es unglücklich ist.

X.

Ecce Paris, Ecce Homo.

Um Alles noch einmal zusammenzufassen ist der Gamin von Paris, wie ehemals der Groeculus Roms das Volk als Kind mit der Runzel des Alters auf der Stirn.

Der Gamin ist ein Schmuck für die Nation und zu gleicher Zeit eine Krankheit; eine Krankheit, die geheilt werden muß. Wie? Durch Aufklärung. Die Aufklärung macht Geist und Körper gesund.

Alle edlen socialen Regungen entspringen aus der Wissenschaft, der Literatur, den Künsten, den Unterricht. Man mache Männer aus den Menschen. Man kläre sie auf, damit man durch sie erwärmt wird, früher oder später wird die glänzende Frage des allgemeinen Unterrichts sich mit der unwiderstehlichen Gewalt des unbedingt Wahren darstellen; und die Regierungen werden dann die Wahl

haben, Frankreich zu bilden oder die Gamins von Paris: Flammen in dem Licht oder Irrlichte in der Dunkelheit.

Der Gamin bezeichnet Paris und Paris bezeichnet die Welt.

Denn Paris ist ein Ganzes. Paris ist das Deckenstück des Menschengeschlechts. Die ganze wunderbare Stadt ist eine Zusammenfassung der gestorbenen und der lebenden Sitten. Wer Paris sieht, glaubt die untere Seite der ganzen Geschichte zu erblicken, mit dem Himmel und Sternengebilden in den Zwischenräumen. Paris hat ein Capitol, das Hotel-de-ville; ein Parthenon, Notre-Dame; einen Aventinischen Berg, die Vorstadt Saint-Antoine, ein Asinarium, die Sorbonne, ein Pantheon, das Pantheon; ein Via-Sacra, den Boulevard des Italiens; einen Thurm der Winde, die öffentliche Meinung, und an die Stelle des Hochgerichts setzt es die Lächerlichkeit. Alles, was man anderwärts findet, ist auch in Paris. Man suche irgend Etwas, was man nicht dort findet. Die Kufe des Trophonius enthält nichts, was nicht auch in dem Kübel Mesmers liegt; der Ergaphilas ist in Cagliostro wieder auferstanden; der Brahmine Vasaphanta verkörpert sich in dem Grafen Saint-Germain; der Kirchhof Saint Médard thut ebenso gut seine Wunder, wie die Moschee Oumoumié in Damascus.

Paris hat einen Aesop in Mayeux, und eine Canidie in der Lenormand. Es erschrickt wie Delphis über die niederschmetternden Wirklichkeiten der Visionen; es läßt die Tische drehen, wie Dodone die Dreifüße. Es setzt die Grisette auf den Thron wie Rom die Courtisane; und wenn Alles in Allem Ludwig XV. schlimmer ist als Claudius, so ist dafür Madame Dubarry besser wie die Messalina. Paris vereinigt auf eine großartige Weise, was sonst gelebt hat und was wir jetzt kennen, die griechische Nacktheit, die hebräischen Geschwüre und das gascognische Quodlibet.

Obgleich Plutarch sagt: daß der Tyrann nie altert,

fügte sich Rom unter Sylla wie unter Domitian darin, Wasser in seinen Wein zu gießen. Die Tiber war eine Lethe, wenn man dem etwas doctrinären Lobe glauben darf, welches Varus Vibiscus erzählte. Contra Gracchos Tiberim habemus. Bibere Tiberim, id est seditionem oblivisci*). Paris trinkt täglich eine Million Litre Wasser, das hindert es aber nicht, gelegentlich Generalmarsch zu schlagen und die Sturmglocke zu ziehen.

So weit ist Paris ein guter Junge. Es nimmt königlich Alles an. Es ist nicht schwierig in Beziehung auf Venus; seine Callipyge ist Hottentotin; kann es nur lachen, so amnestirt es; die Häßlichkeit erheitert es, die Mißgestalt reizt sein Zwerchfell, das Laster zerstreut es; man sei schelmisch und man darf ein Schelm sein; selbst die Heuchelei, dieser höchste' Cynismus, empört es nicht. Kein Zug des universellen Gesichtes mangelt dem Profil von Paris.

Paris ist gleichbedeutend mit Kosmos. Paris ist Athen, Rom, Sybaris, Jerusalem, Pantin. Alle Civilisationen befinden sich hier abgekürzt, und ebenso auch alle Barbarei. Paris würde sehr bös sein, nicht eine Guillotine zu haben.

Ein wenig Grèveplatz ist gut. Was wäre das ganze ewige Fest ohne diese Würze? Die Gesetze haben dieses weise vorgesehen, und Dank ihnen träufelt diese Schneidemaschine auf den Fastnachtsdienstag herab.

---

*) Gegen die Gracchen haben wir die Tiber. Die Tiber trinken, heißt die Verführung vergessen.

XI.

Spotten, herrschen.

Grenzen hat Paris nicht. Keine Stadt hat diese Herrschaft ausgeübt, welche zuweilen die schimpflich behandelt, die es unterjocht. Paris macht mehr als die Mode, es macht den Gebrauch. Paris kann einfältig sein, wenn es ihm gut dünkt; es gewöhnt sich zuweilen an diesen Luxus; dann ist die ganze Welt mit ihm einfältig. Dann erwacht Paris plötzlich, reibt sich die Augen, sagt: Bin ich einfältig; und bricht im Angesicht des Menschengeschlechtes in lautes Gelächter aus. Welch' ein Wunder ist eine solche Stadt! Auffallend, daß etwas so Großartiges und so niedrig Komisches gute Nachbarschaft hält, daß diese ganze Majestät nicht gestört wird durch diese ganze Verspottung und daß derselbe Mund heute in die Posaune des letzten Gerichts und morgen in die Pickelpfeife blasen kann. Paris besitzt eine beherrschende Heiterkeit. Seine Lustigkeit ist der Blitz und seine Posse hält den Scepter. Sein Sturm bricht zuweilen aus dem Gesichterschneiden hervor. Seine Ausbrüche, seine Arbeiten, seine Meisterwerke, seine Wunder gehen bis an das Ende der Welt, und sein Geschwätz ebenfalls. Sein Gelächter ist der Krater eines Vulkans, der die ganze Erde besprudelt. Seine Possen sind Flammen. Er zwingt den Völkern ebenso gut seine Karikaturen, wie seine Ideale auf. Es ist erhaben; es hat einen wunderbaren 14. Juli, der den Weltball frei macht; seine Nacht des 4. August vernichtet binnen drei Stunden tausendjährige Lehnsherrlichkeit; es macht aus seiner Logik die Kraft des allgemeinen Willens; es vervielfältigt

sich unter allen Gestalten des Erhabenen. Es erfüllt mit seinem Lichte Washington, Kosciusko, Bolivar, Bozzaris, Riégo, Bem, Manin, Lopez, John Brown, Garibaldi; es ist überall, wo die Zukunft anbricht; in Boston 1779, auf der Insel Léon 1820, in Pesth 1848, in Palermo 1860; es flüstert das gewaltige Feldgeschrei: Freiheit! in das Ohr der Abolitionisten Amerika's; es erzeugt Canaris, Quiroga, Pisacane; es strahlt das Große über die Erde aus; es ist Tribüne unter den Füßen Mirabeau's und Krater unter den Füßen Robespierre's; seine Bücher, sein Theater, seine Kunst, seine Wissenschaft, seine Literatur, seine Philosophie sind die Handbücher des Menschengeschlechts; es läßt seine Sprache durch den Mund der Welt reden; es erweckt in allen Geistern den Gedanken des Fortschritts; die Dogmen der Freiheit, die es schmiedet, sind für Generationen Schwerter, und mit der Seele seiner Denker und seiner Dichter sind seit 1789 alle Helden aller Völker belebt worden. Das hindert alles nicht das Gaminwesen, und dieses ungeheure Genie, welches man Paris nennt, malt mit Kohle die Nase Bouginier's an die Mauern des Theseustempels, während es die ganze Welt durch seine Aufklärung verwandelt.

Paris zeigt fortwährend die Zähne; wenn es nicht grollt, lacht es.

Das ist Paris. Der Rauch, der auf seinen Dächern aufsteigt, sind die Ideen des Weltalls. Ein Hauch von Koth und Steinen, wenn man will, aber vor Allem ein moralisches Wesen. Es ist mehr als groß, es ist ungeheuer. Weshalb? Weil es wagt.

Wagen; um diesen Preis wird die Freiheit erlangt.

Alle erhabenen Eroberungen sind mehr oder minder der Preis der Kühnheit. Damit die Revolution sei, genügt es nicht, daß Montesquieu sie ahnt, daß Diderot sie predigt, daß Beaumarchais sie verkündet, daß Condorcet sie berech-

net, daß Arouet sie vorbereitet, daß Rousseau auf sie sinnt; es muß Danton sie wagen.

Der Ruf: Kühnheit! ist ein: es werde Licht. Zu dem Vorwärtsschreiten des Menschengeschlechts ist es nöthig, daß auf den Gipfeln ununterbrochen stolze Lehren des Muthes ertheilt werden. Die Verwegenheiten blenden die Geschichte und sind eine der großen Leuchten des Menschen. Die Morgenröthe wagt, wenn sie sich erhebt, Versuche, trotzen, ausdauern, beharren, sich selbst treu sein, Mann gegen Mann das Schicksal fesseln, die Katastrophe durch die geringe Furcht, die sie uns einflößt, in Erstaunen versetzen, bald der ungerechten Gewalt entgegentreten, bald den trunkenen Sieger schmähen, feststehen, die Spitze bieten, das ist der Beistand, dessen die Völker bedürfen, und das Licht, welches sie electrisirt. Der furchtbare Blitz entzündet den Sockel des Prometheus, wie den Pfeifenstummel Cambronne's.

XII.

Die Zukunft liegt in dem Volke verborgen.

Das Pariser Volk, selbst zum Mann geworden, ist stets Gamin; das Kind schildern, heißt die Stadt schildern; deshalb haben wir diesen Adler in diesen Sperling erforscht.

Besonders in den Vorstädten, wir behaupten es nochmals, zeigt sich die Pariser Raçe; hier ist das Vollblut; hier ist die wahre Physiognomie; hier arbeitet und duldet

das Volk, Leiden und Arbeit sind aber die beiden Angesichte des Menschen. Hier giebt es eine Menge unbekannter Geschöpfe, unter denen es von den sonderbarsten Typen wimmelt. Fex urbis, ruft Cicero aus. mob fügt Burke unwillig hinzu, Haufen, Menge, Pöbel. Die Worte sind schnell ausgesprochen. Doch sei es. Was thut das? Was kümmert es mich, ob sie barfuß gehen. Sie können nicht lesen? desto schlimmer. Soll man sie deshalb verlassen? Soll man ihnen ihr Elend zum Fluche machen? Kann die Aufklärung diese Massen nicht durchdringen? Kehren wir zu dem Rufe zurück: Aufklärung und beharren wir dabei! Wer weiß, ob diese dunkeln Massen nicht erleuchtet werden?

Sind die Revolutionen nicht Umwandlungen? Gehet hin, ihr Philosophen, lehrt, klärt auf, entzündet, denkt laut, sprecht laut, schließt Brüderschaft mit den öffentlichen Plätzen! Verkündet gute Neuigkeiten, erklärt die Rechte, singt die Marseillaise, säet Enthusiasmus, brecht grüne Zweige von den Eichen. Macht aus den Gedanken einen Wirbelwind. Diese Menge kann erhaben gemacht werden. Wir müssen es verstehen lernen, uns dieses Gewirrs von Grundsätzen und Tugenden zu bedienen, die zu gewissen Stunden beben, zittern und ausbrechen. Diese Barfüßler, diese nackten Armen, diese Lumpen, diese Unwissennheit, diese Finsterniß können zu der Eroberung eines Ideals verwendet werden. Blickt durch das Volk hindurch und ihr werdet die Wahrheit entdecken. Den gemeinen Stand, den ihr mit den Füßen tretet, werft in den Schmelzofen, und er wird zu dem glänzenden Krystall, Dank dem Galilei und Newton, die die Sternenwelten erforschten.

XIII.

Der kleine Gavroche.

Acht oder neun Jahre ungefähr nach dem Ereignisse, welches wir in der zweiten Abtheilung dieser Geschichte erzählten, sah man auf dem Boulevard du Tennle und in den Umgebungen des Chateau-d'Eau einen kleinen Knaben von elf bis zwölf Jahren, der ziemlich entschieden jenes weiter oben geschilderte Ideal des Gamin verwirklicht hätte, wenn er nicht neben dem Lachen seines Alters auf den Lippen ein durchaus finsteres und leeres Herz gezeigt hätte. Dieses Kind trug zwar eine Männerhose, aber es hatte sie nicht von seinem Vater, und eine Weiberjacke, aber es hatte sie nicht von seiner Mutter. Irgend welche Leute hatten ihn aus Mitleid mit diesen Lumpen bekleidet. Gleichwohl hatte er einen Vater und eine Mutter. Aber sein Vater dachte nicht an ihn und seine Mutter liebte ihn nicht. Es war eines jener Kinder, des Mitleids besonders würdig, und die, obgleich sie einen Vater und eine Mutter haben, Waisen sind.

Dieses Kind fühlte sich nirgends so behaglich wie auf der Straße. Das Straßenpflaster war für dasselbe minder hart als das Herz seiner Mutter.

Seine Eltern hatten ihn mit einem Fußtritt in das Leben hinaus gestoßen.

Er nahm ganz einfach seinen Lauf.

Es war ein lärmender, bleicher, flinker, aufgeweckter, possenhafter Knabe mit lebhaften und krankhaften Wesen. Er ging, kam, sang, spielte, suchte in den Rinnsteinen, stahl

ein wenig, aber wie die Katze und der Sperling lustig, lachte selbst, wenn man ihn einen Herumtreiber nannte, wurde aber ärgerlich, wenn man ihn Range hieß. Er hatte kein Lager, kein Brod, keinen Freund, keine Liebe. Aber er war heiter, weil er frei war.

Wenn dergleichen arme Geschöpfe zu Männern werden, erfaßt sie beinahe immer der Mühlstein der gesellschaftlichen Ordnung und zermalmt sie. Allein so lange sie noch Kinder sind, entrinnen sie demselben, weil sie so klein sind. Das geringste Loch rettet sie.

So verlassen indessen dieses Kind auch war, geschah es doch alle zwei oder drei Monate, daß es zu sich sagte: ich will Mama besuchen!

Dann verließ er den Boulevard, den Circus, die Porte-Saint-Martin, ging die Quais hinab über die Brücken nach den Vorstädten, erreichte die Salpetrière und gelangte, wohin? Nach jener Doppelnummer 50—52, die der Leser kennt, nach der Baracke Gorbeau.

Um diese Zeit war die Nummer 50—52 für gewöhnlich leer und ewig mit der Aufschrift verziert: „Zimmer zu vermiethen," selten von einigen Individuen bewohnt, welche übrigens, wie dies in Paris stets der Fall ist, keinen Verkehr mit einander hielten. Alle gehörten jener dürftigen Klasse an, welche bei dem letzten kleinen Bürger anfängt und sich von Elend zu Elend bis in die Tiefen der menschlichen Gesellschaft verlängert, bis zu jenen zwei Geschöpfen, in welchen alle materiellen Dinge der Civilisation zuletzt auslaufen: dem Schleußenräumer, der den Koth fortschafft, und dem Lumpensammler, der die Abfälle auflieft.

Die Hauptmiethherin aus der Zeit Jean Valjeans war todt und durch ein ganz ähnliches Weib ersetzt worden.

Diese neue Alte hieß Frau Burgon und hatte in ihrem Leben nichts Merkwürdiges als eine Dynastie von

drei Papageien, welche nach einander über ihre Seele geherrscht hatten.

Die Elendsten unter denen, welche die Baracke bewohnten, waren eine Familie von vier Personen; Vater, Mutter und zwei schon ziemlich erwachsene Töchter, alle Vier in einer Dachkammer lebend, welche wir bereits beschrieben.

Diese Familie bot auf den ersten Blick nichts als ihre außerordentliche Armuth; der Vater hatte sich Jondrette genannt, als er die Wohnung miethete. Einige Zeit nach seinem Einzuge, welcher, um einen merkwürdigen Ausdruck der Hauptmietherin beizubehalten, auf eigenthümliche Weise dem Einzuge von gar nichts glich, hatte dieser Jondrette zu dieser Frau, welche gleich ihrer Vorgängerin ebenfalls Thürhüterin war und die Treppe fegte, gesagt: „Mutter so und so, wenn zufällig Jemand kommen sollte, der nach einem Italiener oder vielleicht auch nach einem Spanier frägt, so bin ich's."

Diese Familie war die des lustigen Barfüßlers. Wenn er zu ihr kam, so fand er hier das Elend und, was noch trauriger war, kein Lächeln; Kälte im Ofen und Kälte im Herzen. Trat er ein, so fragte man ihm: „wo kommst Du her?" Er antwortete: „von der Straße." Wenn er ging, so fragte man ihm: „wohin gehst Du?" Er antwortete: „auf die Straße." Seine Mutter sagte zu ihm: „weshalb kommst Du her?"

Dieses Kind lebte so in dem Mangel jeder Zuneigung wie die bleichen Pflanzen, die in einem Keller wachsen. Er litt indeß dadurch nicht und zürnte deshalb Niemand. Er wußte nicht recht, wie ein Vater und eine Mutter sein müssen.

Uebrigens liebte seine Mutter seine Schwestern.

Den Faden zu zerreißen scheint der Instinct gewisser und unglücklicher Familien zu sein.

Wir haben zu erwähnen vergessen, daß dieser Knabe auf dem Boulevard du Temple der kleine Gavroche genannt wurde.

Das Stübchen, welches die Jondrette's in der Baracke Gorbeau bewohnten, war das letzte am Ende des Ganges. Das Gemach daneben bewohnte ein junger sehr armer Mann, den man Herrn Marius nannte.

Sagen wir, wer dieser Herr Marius war.

Marius.

Zweites Buch.

Der große Bürger.

I.

Neunzig Jahr und zweiunddreißig Zähne.

In der Rue Boucherat, der Rue der Normandie und der Rue de Saintonge giebt es noch einige Bewohner, welche die Erinnerung an einen alten Mann bewahrt haben, der Herr Gillenormand hieß und von welchem sie mit Achtung sprachen. Dieser Mann war alt, als sie selbst noch jung waren. Diese Silhouette ist für die, welche melancholisch auf das Gewirr von Schatten blicken, das man die Vergangenheit nennt, noch nicht ganz aus dem Labyrinth der Straßen verschwunden, welche zunächst dem Temple lagen und denen man unter Ludwig XIV. die Namen aller Provinzen Frankreichs gegeben hatte, wie in unsern Tagen den Straßen des neuen Tivoliviertels die Namen aller Hauptstädte Europa's.

Herr Gillenormand, der 1831 noch am Leben war, war Einer jener Menschen, die nur dadurch merkwürdig geworden sind, weil sie lange gelebt haben, und deshalb auffallend, weil sie ehedem aller Welt glichen und jetzt keinen Menschen mehr gleichen. Er war ein eigenthümlicher Greis und wahrhaft ein Mann

eines andern Zeitalters, der Typus und etwas hochmüthige Bürger des 18. Jahrhunderts, sein gutes altes Bürgerthum mit der Würde tragend, wie die Marquise ihr Marquisat; er war über neunzig Jahre alt, ging aufrecht, sprach laut, sah hell, trank tüchtig, aß, schlief und schnarchte. Er hatte noch seine zweiunddreißig Zähne. Eine Brille setzte er nur auf, um zu lesen. Er war von verliebter Laune, sagte aber, daß er seit etwa zehn Jahren vollkommen und entschieden auf Frauengunst verzichtet hätte. Er könnte nicht mehr gefallen, sagte er, aber er fügte nicht hinzu: „ich bin zu alt, sondern: ich bin zu arm.“ Er sagte: „hätte ich mich nicht zu Grunde gerichtet — heee!“

Es blieb ihm in der That nur ein Einkommen von 15,000 Francs. Sein Traum bestand darin, eine Erbschaft zu machen und 100,000 Francs Rente zu gewinnen, um Maitressen zu halten. Er gehörte, wie man sieht, nicht zu jener boshaften Gattung Achtzigjähriger, die gleich Herrn von Voltaire ihr ganzes Leben lang sterbend waren; es war nicht das lange Leben eines geflickten Topfes; der muntere Greis war stets gesund gewesen. Er war oberflächlich, flüchtig, leicht zum Zorn gereizt. Bei jeder Gelegenheit gerieth er in Zorn, und am häufigsten gegen den gesunden Menschenverstand. Widersprach man ihm, so hob er seinen Stock auf; er prügelte die Leute wie in dem großen Jahrhundert. Er hatte eine Tochter, die über fünfzig Jahr und nicht verheirathet war, die er tüchtig prügelte, wenn er in Zorn gerieth und der er gern noch die Ruthe gegeben hätte. Sie kam ihm vor, als wäre sie acht Jahre alt. Er ohrfeigte kräftig seine Dienstboten, und sagte dabei: „Ha! Du Rabenaas!“ seinen Lieblingsfluch.

Er hatte sonderbare Gewohnheiten. Er ließ sich täglich durch einen Barbier rasiren, der verrückt gewesen war und der ihn verabscheute, da er wegen seiner Frau, der hübschen

koketten Barbiersfrau, auf Herrn Gillenormand eifersüchtig war.

Herr Gillenormand bewunderte seinen eigenen Scharfsinn bei jeder Gelegenheit und erklärte sich für außerordentlich klug. Eine seiner Lieblingsäußerungen war: „Ich besitze in Wahrheit einigen Scharfsinn; ich vermag, wenn ein Floh mich beißt, zu sagen, welche Frau ihn mir geschenkt hat.“

Die Worte, die er am häufigsten auszusprechen pflegte, waren: ein gefühlvoller Mensch, und die Natur. Diesem letztern Worte gab er indeß nicht die Bedeutung, welche unsere Zeit ihm beigelegt hat, allein er mischte es auf seine Weise in seine kleinen Spöttereien.

„Die Natur,“ sagte er, „verleiht der Civilisation, damit diese von Allem etwas bekommt, selbst einige Proben unterhaltender Barbarei. Man hat Proben von Asien und Afrika in kleinem Format. Die Katze ist ein Salontiger, die Eidexe ein Taschenkrokodil. Die Operntänzerinnen sind rosige Wilde. Sie fressen die Menschen nicht auf, aber sie verknabbern sie, oder als Zauberinnen verwandeln sie sie in Austern und schlucken sie hinunter. Die Menschenfresser lassen nichts übrig als die Knochen, sie nichts als die Schaale. So sind unsere Sitten. Wir verschlingen nicht, wir nagen; wir vernichten nicht, wir kratzen ab.“

II.

Wie der Herr, so die Wohnung.

Er wohnte in Marais, Rue des Filles-du-Calvaire Nro. 6. Das Haus gehörte ihm. Das Haus ist seitdem niedergerissen und wieder aufgeführt worden und die Nummer hat sich wahrscheinlich bei der Revolution, welche alle Straßen von Paris erdulden, geändert. Er hatte eine alte geräumige Wohnung im ersten Stock inne, zwischen der Straße und den Gärten; die Wände waren bis zu der Decke mit großen Gobelinstapeten bekleidet, welche Schäferscenen darstellten. Die Gegenstände der Decke und der Zwischenfelder wurden im Kleinen auf den Armsesseln wiederholt. Sein Bett umgab ein großer lakirter Bettschirm. Lange Vorhänge hingen von den Fenstern herab und bildeten prachtvolle Falten. Der Garten, welcher unmittelbar unter seinem Fenster lag, hing mit dem mittelsten derselben durch eine Treppe von zwölf oder fünfzehn Stufen zusammen, die der Alte sehr munter auf oder abstieg. Außer seiner Bibliothek, die an sein Wohnzimmer stieß, hatte er ein Boudoir, auf welches er große Stücke hielt. Ein galantes Cabinet, welches mit einer prachtvollen Strohtapete bekleidet war, welche unter Ludwig XIV. auf den Galeeren angefertigt wurde und die Herr von Vivonne durch die Züchtlinge für seine Maitresse arbeiten ließ. Herr Gillenormand hatte diese Tapete von einer mütterlichen Großtante geerbt, die mit hundert Jahren starb. Er hatte zwei Frauen gehabt. Sein Wesen hielt die Mitte zwischen dem Hofmann, der er nie gewesen war, und dem Richter, der er

hätte werden können. Er war heiter und liebkosend, wenn er wollte. In seiner Jugend soll er zu jenen Männern gehört haben, die immer durch ihre Frau und nie durch ihre Maitresse betrogen worden, weil sie zugleich die mürrischsten Ehemänner und die liebenswürdigsten Liebhaber sind, die man sich denken kann. Er war ein Kenner der Malerei.

Die Kleidung des Herrn Gillenormand war weder die Ludwig's XV. noch die Ludwig's XVI.; es war der Anzug der Incroyables unter dem Directorium. Er hatte sich bis dahin für jung gehalten und alle Moden mitgemacht. Sein Rock war von leichtem Tuch mit breiten Aufschlägen, langen Schößen und großen Stahlknöpfen. Dazu trug er kurze Beinkleider und Schnallenschuhe. Beständig steckte er die Hände in die Taschen. Mit entschiedenem Ton sagte er: „die französische Revolution ist ein Haufen von Schnapphähnen."

III.

Der kleine Kobold.

Als er sechszehn Jahre alt war, hatte er eines Abends in der Oper die Ehre genossen, zugleich von zwei Schönheiten lorgnettirt zu werden, die damals reich, berühmt und von Voltaire, Camargo und la Sallé besungen wurden. Zwischen zwei Feuer genommen, hatte er einen heldenmüthigen Rückzug zu einer kleinen Tänzerin ausgeführt, die Nahenry hieß, sechszehn Jahr alt war, wie er selbst, unbekannt wie eine

Katze und in die er sich verliebt hatte. Er war überreich an Erinnerungen. Er rief aus: „wie hübsch sie war, diese kleine Guimard-Guimardini-Guimardinette; als ich sie das letzte Mal in Longchamps sah! Frisirt, mit beständigen Gefühlen, mit ihren. Sehet wie herrlich in Türkisen, ihrem Kleid von der Farbe neuer Ankömmlinge, und ihrem Aufregungs-Muff!"

In seiner Jugend hatte er eine Weste von Rain-Londrin getragen, von der er noch gern und mit Achtung sprach. Er war damals gekleidet wie ein Türke der levantischen Levante, sagte er. Frau von Boufflers, die er zufällig sah, als er zwanzig Jahr alt war, hatte ihn, „einen reizenden Narren genannt."

Er hielt sich über alle Namen auf, die er in der Politik und im Ansehen sah und fand sie gemein und bürgerlich. Er las die Zeitschriften, die Neuigkeitspapiere, die Zeitungen, wie er sagte, und erstickte dabei vor Lachen. „Ha! ha! ha!" sagte er, „was sind das für Menschen! Corbière! Humann! Casimir Périer! Das sind Minister! Ich denke mir, es heißt in einer Zeitung: Herr Gillenormand Minister! das wäre eine Posse! Nun, sie sind so dumm, daß das wohl geht!"

Er nannte lustig jedes Ding bei seinem passenden oder unpassenden Namen, ohne sich vor Frauen Zwang anzulegen. Er sagte Grobheiten, Zweideutigkeiten, Schmutzigkeiten mit einer gewissen eleganten Ruhe. Er war die Sansfacon seines Jahrhunderts. Man muß bedenken, daß die Zeit der Umschreibungen in Versen die Zeit der nackten Prosa war.

Sein Pathe hatte prophezeit, daß er einst ein Mann von Genie werden würde und hatte ihn deshalb scherzhaft den kleinen Kobold genannt.

IV.

Ein hundertjähriger Bewerber.

Er hatte in seiner Jugend im Collegium von Moulins Preise gewonnen und war durch die Hand des Herzogs von Nivernais, den er Herzog von Nevers nannte, gekrönt worden. Weder der Convent, noch der Tod Ludwig XVI., noch Napoleon, noch die Rückkehr der Bourbons hatte die Erinnerung an diese Krönung verwischen können. Der Herzog von Nevers war für ihn die größte Gestalt des Jahrhunderts: „Welch ein reizender großer Herr," sagte er, und wie gut er mit seinem großen blauen Bande aussah!" In den Augen des Herrn Gillenormand hatte Catharina II. die Verbrechen der Theilung Polens dadurch wieder gut gemacht, daß sie von Bestuchef für drei Millionen Rubel das Geheimniß des Goldelixirs kaufte. Bei diesem Gegenstande wurde er lebhaft. „Das Goldelixir," rief er aus, „die Goldfarbe Bestuchefs, die Tropfen des General Lamotte waren im 18. Jahrhundert, das Fläschchen von einer halben Unze zu einem Louisd'or, das große Hülfsmittel für die Katastrophe der Liebe, das Beruhigungsmittel gegen Venus. Ludwig XV. schickte zweihundert Flacons davon an den Papst."

Man hätte ihn in Verzweiflung und außer sich gebracht, wenn man ihn gesagt hätte, daß das Goldelixir nichts anders ist als die Chlorverbindung des Eisens. Herr Gillenormand betete die Bourbons an und verabscheute 1789; er erzählte beständig, auf welche Weise er sich in der Schreckenszeit rettete und wie er sehr viel Heiterkeit und sehr viel List

nöthig gehabt hätte, damit ihm nicht der Kopf abgeschlagen wurde.

Ließ irgend ein junger Mann es sich in seiner Gegenwart einfallen, die Republik zu loben, so wurde er blau vor Zorn und kam vor Aufregung einer Ohnmacht nahe.

Zuweilen spielte er auf sein Alter von neunzig Jahren an, indem er sagte: „ich hoffe, ich werde nicht zwei Mal 1793 erleben.“

V.

Basquo und Nicolette.

Er hatte Theorien. Hier eine derselben: wenn ein Mann die Frauen leidenschaftlich liebt und selbst eine Frau hat, um die er sich nicht sehr kümmert, die häßlich, widerspenstig, legitim, voller Rechte ist, welche sich auf den Codex stützt und gelegentlich eifersüchtig wird, so giebt es nur eine Art, sich aus der Verlegenheit zu ziehen und den Frieden zu erhalten. Diese besteht darin, seiner Frau die Schnüre des Geldbeutels zu überlassen. Diese Verzichtleistung macht ihn frei. Die Frau hat dann eine Beschäftigung. Sie gewinnt die Leidenschaft, die Münzen zu zählen, färbt sich daran die Finger mit Grünspan, unternimmt die Begründung von Milchwirthschaften und die Abrichtung der Pächter, beruft Advokaten, hält den Vorsitz unter Notaren, verfolgt Prozesse, dictirt Contracte, gilt für eine Herrscherin, verkauft, kauft, ordnet, befiehlt, verspricht und verspricht sich, bindet

und reißt, giebt nach, giebt vor, ordnet und zerstört, knausert und verschwendet; sie begeht Albernheiten, ein großes und persönliches Glück, und das tröstet. Während ihr Mann sie verschmäht, genießt sie die Befriedigung, ihren Mann zu Grunde zu richten.

Diese Theorie hatte Herr Gillenormand für sich selbst angewendet und sie war seine Geschichte geworden. Seine Frau, die zweite, hatte sein Vermögen auf solche Weise verwaltet, daß Herrn Gillenormand, als er sich eines Tages als Wittwer erblickte, nur ebenso viel blieb, um leben zu können, indem er beinahe Alles auf Leibrenten legte und so sich 15,000 Francs Einkünfte sicherte, von denen drei Viertel mit seinem Leben erlöschen. Er hatte nicht gezögert, diese Anordnung zu treffen, denn ihn kümmerte es wenig, eine Erbschaft zu hinterlassen. Uebrigens hatte er auch gesehen, daß Erbtheile den Zufällen unterworfen sind und zum Beispiel Nationaleigenthum werden. Er pflegte daher oft zu sagen: das ist Alles Schwindel!

Sein Haus in der Rue des Filles-du-Calvaire gehörte, wie wir erwähnten, ihm. Er hatte zwei Dienstboten, einen männlichen und einen weiblichen. Trat ein Dienstbote bei ihm ein, so taufte Herr Gillenormand ihn um. Den männlichen gab er den Namen ihrer Provinz: Nimois, Comtois, Poitevin, Picard. Sein letzter Bediente war ein dürrer, verschlagener und kurzathmiger Mensch von fünfundfünfzig Jahren, unfähig, zwanzig Schritte weit zu laufen, allein da er in Bayonne geboren war, nannte Herr Gillenormand ihn Basquo. Die Dienstmädchen hießen bei ihm sämmtlich Nicolette, selbst die Mignon, von welcher später die Rede sein wird.

Eines Tages kam eine stolze Köchin von hoher Abstammung zu ihm, um einen Dienst zu suchen.

„Wie viel Lohn verlangen Sie monatlich?“ fragte Herr Gillenormand.

„Dreißig Francs.“

„Wie heißen Sie?

„Olympia.“

„Du sollst funfzig Francs bekommen. Du wirst Dich Nicolette nennen.“

VI.

Die Mignon und ihre beiden Kleinen.

Bei Herrn Gillenormand äußerte sich der Schmerz durch Zorn; er war wüthend darüber, in Verzweiflung zu gerathen, und er besaß alle Arten von Vorurtheilen und nahm sich alle Arten von Freiheiten. Einer der Umstände, welche zu seinem äußeren Ansehen und zu seiner inneren Befriedigung gehörten, war, daß er, wie wir bereits andeuteten, ein tüchtiger Courmacher geblieben war und sich offen für einen solchen ausgab. Er nannte das einen Königlichen Ruf haben. Dieser Königliche Ruf zog ihm zuweilen eigenthümlichen Gewinn zu. Eines Tages brachte man ihm in einem Korbe, der einem Austernkorbe glich, einen großen neugebornen Jungen, der ganz verteufelt schrie, und den eine Dienstmagd, welche er sechs Monate vorher fortgejagt hatte, ihm zuschrieb. Herr Gillenormand zählte damals seine vollen vierundachtzig Jahre. Der Unwille und das Geschrei in der Nachbarschaft war groß. Hofft denn die schamlose Dirne, daß man so etwas glauben

würde? hieß es. Welche Verwegenheit, welche abscheuliche Verleumdung!

Herr Gillenormand gerieth nicht in Zorn. Er betrachtete den Säugling mit dem liebenswürdigem Lächeln eines Alten, der sich durch die Verleumdung geschmeichelt fühlt, und sagte verstohlen:

„Nun, was ist denn? was hat denn das zu sagen? Sie verwundern sich ganz gewaltig und in der That wie unwissende Personen. Der Herr Herzog von Angoulêm, Bastard Sr. Majestät Karl IX., verheirathete sich fünfundachtzig Jahre alt mit einem Mädchen von funfzehn Jahren; Herr Virginal, Marquis d'Alluye, Bruder des Cardinal von Sourdis, Erzbischof von Bourdeaux, hatte mit dreiundachtzig Jahren von einem Kammermädchen der Frau Kammerpräsidentin Jacquin einen Sohn, ein wahres Kind der Liebe, der Maltheserritter und Staatsrath wurde; einer der großen Männer jenes Jahrhunderts, der Abbé Tabaraud, ist der Sohn eines Mannes von siebenundachtzig Jahren. Dergleichen Dinge sind nur ganz gewöhnlich. Und die Bibel erst! Uebrigens erkläre ich, daß dieser kleine Herr nicht von mir ist. Man sorge für ihn. Das ist nicht seine Schuld."

Der Einfall war nicht dumm. Das Geschöpf, welches sich Mignon nannte, suchte ihm das nächste Jahr eine zweite Sendung zu machen. Es war wieder ein Knabe. Jetzt kapitulirte Herr Gillenormand. Er gab der Mutter seine beiden Säuglinge zurück und verpflichtete sich, monatlich achtzig Francs zu ihrer Erhaltung zu zahlen, unter der Bedingung, daß die Mutter nicht wieder käme. Er fügte hinzu, ich verlange, daß die Mutter sie gut behandelt. Ich werde sie von Zeit zu Zeit besuchen.

Das that er. Er hatte einen Bruder, einen Priester, der dreiunddreißig Jahre Rector der Akademie von Poitiers gewesen war und mit neunundsiebzig Jahren starb. „Ich

habe ihn sehr jung verloren," sagte er. Dieser Bruder, von dem nur eine geringe Erinnerung zurückgeblieben ist, war ein ziemlicher Geizhals, der sich als Priester dazu verpflichtet hielt, den Armen, die ihm begegneten, ein Almosen zu geben, der ihnen aber nie etwas anderes schenkte, als ganz kleine oder entwerthete Geldstücke, und der es so möglich machte, auf dem Wege zum Himmel in die Hölle zu fahren. Herr Gillenormand, der Aeltere, knauserte nie mit dem Almosen; er gab gern und reichlich. Er war wohlwollend, wahrhaft mildthätig, und wenn er reich gewesen wäre, so würde seine Neigung die Pracht gewesen sein. Er wollte, daß Alles, was ihn betraf, großartig geschehe, selbst die Schelmereien. Eines Tages war er bei einer Erbschaft durch einen Geschäftsmann auf eine grobe und sehr sichtliche Weise betrogen worden. Er machte darüber den feierlichen Ausruf: „pfui! das ist schmutzig! Ich schäme mich wahrhaftig solcher Spitzbübereien. Alles ist doch in unserm Jahrhundert entartet, selbst die Schelme. Morbleu! so muß man einen Mann meiner Art nicht bestehlen. Ich bin beraubt wie in einem Walde, aber auf schlechte Weise."

Er hatte, wie wir erwähnten, zwei Frauen; von der ersten hatte er eine Tochter, die unverheirathet geblieben war, und von der zweiten ebenfalls eine Tochter, die mit zwanzig Jahren starb, nachdem sie aus Liebe oder aus Zufall oder aus irgend einer anderen Ursache einen Soldaten geheirathet hatte, der in den Armeen der Republik und des Kaiserreichs diente, bei Austerlitz das Kreuz bekam und bei Waterloo zum Obersten ernannt wurde. „Das ist die Schande meiner Familie!" sagte der alte Bürger.

Er schnupfte stark, hatte eine besondere Fertigkeit darin, sein Spitzenjabot mit dem Rücken der Hand zu zerdrücken. Er glaubte sehr wenig an Gott.

VII.

Regel: Niemand anders als am Abend zu empfangen.

So war Herr Gillenormand, der seine Haare, welche mehr grau als weiß waren, noch nicht verloren hatte. Bei alledem war er im Ganzen achtungswerth.

Er hatte etwas von dem 18. Jahrhundert: frivol und groß.

1814, während der ersten Jahre der Restauration wohnte Herr Gillenormand, der damals „noch jung" war — er zählte erst 74 Jahr — in der Faubourg Saint-Germain, Rue Servandoni bei Saint-Sulpice. Er hatte sich nach dem Marais zurückgezogen, als er aus der Welt schied, lange nach seinem vollbrachten achtzigsten Jahre.

Indem er die Welt verließ, schloß er sich in seine Gewohnheiten ein. Die erste derselben, auf die er unwandelbar hielt, war, seine Thür am Tage durchaus verschlossen zu halten und nie Jemand, in welchem Geschäfte es auch sein mochte, anders als am Abend zu empfangen. Er aß um fünf Uhr und dann öffnete sich seine Thür. Das war die Mode seines Jahrhunderts und er wollte davon nicht ablassen, „der Tag ist gemein," sagte er, „und verdient nur geschlossene Fensterladen. Anständige Leute zünden ihren Geist an, wenn der Himmel seine Sterne anzündet."

Er verbarrikadirte sich darin vor aller Welt, und wäre er selbst der König gewesen. Eine alte Eleganz seiner Zeit.

VIII.

Zwei sind nicht immer ein Paar.

Von den beiden Töchtern des Herrn Gillenormand haben wir schon gesprochen. Sie waren zehn Jahre auseinander geboren. In ihren Zügen hatten sie sich sehr wenig geglichen und waren sowohl durch den Charakter und durch das Gesicht so wenig als möglich Schwestern gewesen. Die jüngere war eine schöne Seele, geneigt zu Allem, was Licht ist, beschäftigt mit Blumen, Poesie, Musik, sich in höheren Regionen schwingend, enthusiastisch, ätherisch, seit ihrer Kindheit bei sich selbst verlobt mit dem Ideal einer unbestimmten Heldengestalt. Die älteste hatte auch ihre Chimäre; sie sah an ihrem Himmel einen Lieferanten, irgend einen Proviantverwalter, der sehr reich war, einen auffallend dummen Gatten, eine Mensch gewordene Million oder einen Präfecten; große Gesellschaften in der Präfectur, einen Thürsteher im Vorzimmer, officielle Bälle, feierliche Anreden auf der Mairie. „Frau Präsidenten" zu sein, das wirbelte in ihrer Phantasie umher. Sie, die beiden Schwestern, verirrten sich so jede in ihrem Traum zur Zeit, als sie junge Mädchen waren. Beide hatten Flügel, die Eine wie ein Engel, die Andere wie eine Gans.

Kein Wunsch wird ganz erfüllt, wenigstens nicht hienieden. Kein Paradies wird in unserer Zeit irdisch. Die Jüngere hatte den Mann ihrer Träume geheirathet, aber sie war gestorben; die Aeltere hatte sich nicht verheirathet.

Zu der Zeit, in welcher wir sie in unsere Geschichte einführen, war sie eine alte Tugend, eine entschiedene Prüde,

eine der spitzesten Nasen und der beschränktesten Personen, die man sich denken kann. Ein charakteristisches Zeichen ist es, daß außerhalb der nächsten Familie Niemand jemals ihren Taufnamen erfahren hatte. Man nannte sie Fräulein Gillenormand, die ältere.

In Beziehung auf die Schamhaftigkeit hätte sie einer Miß als Muster dienen können, sie trieb dieselbe bis auf's Aeußerste. Ihr Leben wurde durch eine entsetzliche Erinnerung verbittert: eines Tages hatte ein Mann ihr Strumpfband gesehen!

Das Alter hatte diese unerbittliche Schamhaftigkeit nur noch gesteigert. Ihr Halstuch war nie dicht genug und ging nie hoch genug hinauf. Sie vervielfältigte Schleifen und Stecknadeln da, wohin zu sehen Niemand dachte. Das Eigenthümliche der Prüderie ist, um so mehr Schildwachen aufzustellen, je weniger die Festung bedroht wird.

Dennoch ließ sie sich ohne Mißvergnügen von einem jungen Lancieroffizier küssen, der ihr Großneffe war und Théodul hieß. Trotz dieses begünstigten Lanzenreiters paßte die Bezeichnung Prüderie vollkommen auf Fräulein Gillenormand. Die Prüderie ist eine Halb-Tugend und ein Halb-Laster.

Mit der Prüderie vereinigte sie Frömmelei, eine gewöhnliche Paarung.

Sie hatte eine fromme Freundin, eine alte Jungfer, wie sie selbst, Fräulein Vaubois, eine entschieden einfältige Person, so daß Fräulein Gillenormand das Vergnügen genoß, neben ihr als Adler zu erscheinen. Außer dem Agnus Dei und dem Ave Maria verstand Fräulein Vaubois nichts als die verschiedenen Arten des Einmachens.

Mit dem Alter hatte Fräulein Gillenormand eher gewonnen, als verloren; das ist das Eigenthümliche passiver Naturen. Sie war nie boshaft gewesen, und das ist eine relative Güte, dann nutzen auch die Jahre die scharfen Kanten

ab. Sie war traurig, ohne selbst zu wissen, weshalb. In ihrer ganzen Person lag die Betäubung eines Lebens, das beendigt ist, ohne begonnen zu sein.

Sie führte das Hauswesen ihres Vaters. Herr Gillenormand hatte seine Tochter bei sich, wie der Bischof Bienvenu seine Schwester. Diese Hauswesen eines alten Greises und einer alten Jungfer sind nicht selten und haben den stets rührenden Anschein von zwei Schwachen, die sich gegenseitig einander stützen.

Zwischen dieser alten Jungfer und diesem Greise gab es in diesem Hause noch ein Kind, einen Knaben, der vor Herrn Gillenormand beständig zitterte und stumm war. Herr Gillenormand sprach zu diesem Knaben nie anders, als mit strengem Tone und zuweilen mit aufgehobenem Stocke. „Hierher, Schelm! Schlingel! Lümmel! Komm näher! — Antworte, Schuft! — Laß Dich sehen, Taugenichts! ꝛc. ꝛc.

Er vergötterte diesen Knaben.

Es war sein Enkel. Wir werden das Kind anderwärts wieder finden.

Marius.

Drittes Buch.

Der Großvater und der Enkel.

I.

Ein ehemaliger Salon.

Als Herr Gillenormand in der Rue Servandoni wohnte, besuchte er mehrere sehr gute und sehr edle Salons. Er wurde in denselben empfangen, obgleich er dem Bürgerstande angehörte. Da er zweimal Geist besaß, einmal den wirklichen und dann den, welchen man ihm zutraute, wurde er sogar aufgesucht und man schmeichelte ihm. Wohin er ging, geschah dies unter der Bedingung, zu herrschen. Es giebt viele Leute, welche um jeden Preis Einfluß verlangen und wollen, daß man sich mit ihnen beschäftigt; wenn sie nicht Orakel sein können, werden sie Lustigmacher. Herr Gillenormand gehörte nicht zu dieser Gattung. Seine Herrschaft in den royalistischen Salons, die er besuchte, kostete seiner Selbstachtung nichts. Er war überall Orakel.

Gegen 1817 brachte er jede Woche zwei Nachmittage in einem benachbarten Hause zu, Rue Férou bei der Frau Baronin von T., einer würdigen und achtungswerthen Dame, deren Gemahl unter Ludwig XVI. französischer Gesandter in Berlin gewesen war. Der Baron T., der sich leidenschaftlich mit magnetischen Visionen beschäftigte, hatte sich

in der Emigration zu Grunde gerichtet und ließ als Vermögen nichts weiter zurück, wie zehn in rothem Maroquin gebundene Manuscripte, sehr interessante Memoiren über Mesmer und dessen Kufe. Frau von T. hatte diese Memoiren ihrer Würde wegen nicht veröffentlicht und lebte von einer kleinen Rente, die übrig geblieben war, man wußte nicht wie. Frau von T. lebte fern vom Hofe in einer edlen, stolzen und armen Isolirung. Einige Freunde versammelten sich zwei Mal jede Woche bei ihr und das bildete einen royalistischen Vollblutssalon. Man seufzte hier oder stieß Schreckensrufe aus über das Jahrhundert, die Charte, die Bonapartisten, den Jacobinismus Ludwigs XVIII. und unterhielt sich leise von den Hoffnungen, welche Monseigneur gab, seitdem Karl X. genannt.

Gleich gewissen Kirchthürmen hatte der Salon der Baronin von T. zwei Hähne. Der Eine war Herr Gillenormand, der Andere der Graf von Lamotte-Valois, von welchen man sich verstohlen in das Ohr flüsterte: „Sie wissen wohl? Es ist der Lamotte von der Halsbandgeschichte." Dieser Graf von Lamotte, welcher 1815 ein Greis von 75 Jahren war, hatte nichts Bemerkenswerthes, als ein schweigsames und haltungsvolles Wesen, ein trocknes und kaltes Gesicht, sein durchaus höfliches Benehmen, seinen bis zur Halsbinde zugeknöpften Rock und seine langen Beine.

Dieser Graf von Lamotte „zählte" in dem Salon wie in seiner Berufenheit, und sonderbar genug, aber dennoch wahr, wegen seines Namens Valois.

Die Achtung, in welcher Gillenormand stand, war durchaus ehrenwerth. Er bildete eine Autorität. So leichtfertig er auch war und ohne daß dies seiner Heiterkeit Eintrag that, hatte er ein gewisses, imposantes, würdevolles, rechtschaffenes und bürgerlich-stolzes Benehmen; sein hohes

Alter kam noch hinzu. Die Jahre verleihen einem Kopf mit der Zeit die Ehrwürdigkeit.

Außerdem hatte er noch jene Witzfunken vom alten Schlage. So zum Beispiel, als der König von Preußen, nachdem er Ludwig XVIII. wieder auf den Thron gesetzt hatte, demselben einen Besuch unter dem Namen eines Grafen von Ruppin machte, wurde er von dem Nachkömmling Ludwig XIV. ein wenig wie ein Markgraf von Brandenburg und mit der gewähltesten Unverschämtheit empfangen. Herr Gillenormand billigte dies. „Alle Könige, welche nicht König von Frankreich sind," sagte er, „sind Provinzialkönige."

Bei dem Tedeum zur Jahresfeier der Rückkehr der Bourbons sagte er, indem er Herrn von Talleyrand vorüberkommen sah: das ist Se. Excellenz der Böse.

Herr Gillenormand erschien gewöhnlich in Begleitung seiner Tochter, jenem langen Mädchen, welches über die Vierzig hinaus war und funfzig zu sein schien, sowie eines kleinen hübschen Knaben von sieben Jahren, weiß, rosig, frisch, mit vertrauensvollen Augen, der nie in diesem Salon erschien, ohne daß die Stimmen ringsumher flüsterten: wie hübsch er ist! wie schade! das arme Kind!

Dieses Kind war eben das, von welchem wir weiter oben ein Wort sagten. Man nannte es — armes Kind — weil es zum Vater einen Räuber den „Loire" hatte.

Dieser Räuber de la Loire war jener Schwiegersohn des Herrn Gillenormand, dessen wir bereits erwähnten und den Herr Gillenormand die Schande seiner Familie nannte.

II.

Eines der rothen Gespenster jener Zeit.

Jemand, der um jene Zeit durch die kleine Stadt Vernon gekommen wäre, und dort über jene herrliche alterthümliche Brücke ging, der, wie wir hoffen, eine abscheuliche Kettenbrücke folgen wird, hätte einen Mann bemerken können, der einige fünfzig Jahre alt war, eine Ledermütze trug, Beinkleider und Jacke von grobem grauen Tuch, an welcher letzteren etwas Gelbes festgenäht war, das ehedem ein rothes Band gewesen; er trug Holzschuhe, war von der Sonne verbrannt, sein Gesicht fast schwarz und sein Haar fast weiß; eine breite Narbe zog sich von der Stirn bis zur Wange; er war gebeugt, gealtert von den Jahren, und ging beinahe täglich mit einem Grabscheit und einem Gartenmesser in den Händen nach einem jener mit Mauern umgebenen Feldern, welche an die Brücke stoßen und gleich einer Terasse das linke Ufer der Seine einfassen, reizende Flecke voller Blumen, von denen man, wenn sie größer wären, sagen würde, es sind Gärten, wären sie kleiner, es sind Bouquets. Alle diese Umhegungen stießen mit der einen Seite an den Fluß und mit der andern an ein Haus. Der Mann in der Jacke und den Holzschuhen, dessen wir erwähnten, bewohnte gegen 1817 das kleinste dieser Häuser mit der bescheidensten dieser Umhegungen. Er lebte hier allein und einsam, still und arm mit einem Weibe, daß weder jung noch alt, das weder schön noch häßlich, weder Bäurin noch Städterin war und ihn bediente. Das Stückchen Erde, welches er seinen Garten nannte, war in der

Stadt durch die Schönheit der Blumen, die er darin zog, berühmt. Die Blumen waren seine Beschäftigung.

Durch Arbeit, Ausdauer, Aufmerksamkeit und Wasser war es ihm gelungen, nach dem Schöpfer zu schaffen, und er hatte gewisse Tulpen und gewisse Georginen, welche von der Natur vergessen worden zu sein schienen, erfunden. Er war erfindungsreich. Mit Tagesanbruch im Sommer war er in seinen Gängen, pfropfend, schneidend, sägend, begießend, unter seinen Blumen mit einem Wesen der Güte, der Trauer und der Sanftmuth umhergehend oder zuweilen träumerisch und regungslos. Stundenlang auf den Gesang eines Vogels in einem Baume, das Geschwätz eines Kindes in einem Hause hörend, oder die Augen geheftet auf ein Pflänzchen, auf einen Thautropfen, aus welchem die Sonne einen Karfunkel machte. Er führte einen sehr magern Tisch und trank mehr Milch als Wein. Einem Kinde gab er nach; seine Magd zankte ihn aus. Er war so schüchtern, daß er beinahe menschenscheu zu sein schien, ging selten aus und sah Niemand bei sich als die Armen, die an sein Fenster klopften und seinen Pfarrer, den Abbé Mabeuf, einen guten alten Mann. Wenn indeß Bewohner der Stadt oder Fremde, die ersten besten Neugierigen, seine Tulpen und seine Rosen zu sehen, an seinem kleinen Hause klingelten, öffnete er ihnen lächelnd die Thür. Dieser Mann war der Räuber de la Loire.

Jemand, der in jener Zeit die militairischen Memoiren, die Biographien, den Moniteur, und die Bulletins der großen Armee gelesen hätte, dem würde der ziemlich oft wiederkehrende Name Georg Pontmercy aufgefallen sein. Ganz jung war dieser Georg Pontmercy Soldat im Regiment Saintonge. Die Revolution brach aus, das Regiment Saintonge kam zu der Rheinarmee, denn die Kavalerie-Regimenter der Monarchie behielten nach dem Sturze derselben ihre Provinzialnamen bei und wurden erst 1797 in

Brigaden formirt. Pontmercy schlug sich bei Speyer, bei Worms, bei Neustadt, bei Türkheim, bei Alzey, bei Mainz, wo er zu den Zweihundert gehörte, welche die Arrièregarde Houchards bildeten. Er vertheidigte mit zwölf Anderen gegen das Corps des Prinzen Hessen den alten Wall von Andernach und zog sich auf das Gros der Armee erst zurück, als die feindlichen Kanonen eine breite Bresche geöffnet hatten. Er war unter Kléber bei Marchiennes und bei dem Gefecht von Mont-Palissel, wo ihm der Arm durch eine Kartätschenkugel zerschmettert wurde. Dann kam er an die italienische Grenze und war hier Einer der dreißig Grenadiere, welche den Engpaß von Tende unter Joubert vertheidigten. Joubert wurde dafür zum Generaladjudanten ernannt und Pontmercy zum Unter-Lieutenant. Pontmercy war an der Seite Berthiers mitten in dem Kartätschenhagel jenes Tages von Lodi, von welchem Bonoparte sagte: Berthier war Kanonier, Reiter und Grenadier. Er sah seinen ehemaligen General Joubert bei Novi in dem Augenblicke fallen, als er den Säbel erhob und rief: Vorwärts! Er war mit seiner Compagnie zu irgend einer Unternehmung in einem Kriegsboote eingeschifft, welches von Genua nach einem kleinen Küstenhafen bestimmt war und hier in ein Wespennest von sieben bis acht englischen Segeln fiel. Der genuesische Kommandant wollte die Kanonen in das Meer werfen, die Soldaten im Zwischendeck verbergen und in der Dunkelheit als Handelsfahrzeug durchschlüpfen. Pontmercy ließ die dreifarbige Fahne an den Mast nageln und segelte stolz unter den Kanonen der britischen Fregatten hin. Zwanzig Meilen weiter, wuchs seine Verwegenheit, und mit seinem Boote griff er ein großes englisches Kriegsschiff an und nahm es, welches Truppen nach Sicilien brachte und mit Menschen und Pferden so beladen war, daß es bis an die Verdecklukеn im Wasser ging. 1805 gehörte er zu jener Division Malher, welche Günzburg dem Herzog Ferdinand

nahm. Bei Wettingen fing er mit seinen Armen unter einem Kugelregen den Oberst Maupetit auf, der an der Spitze des 9. Dragonerregiments tödtlich verwundet worden war. Bei Austerlitz zeichnete er sich in jenen bewunderns-werthen Marsche in Echolons aus, der unter dem feindlichen Feuer vorgenommen wurde. Als die Kavalerie der kaiserlich-russischen Garde ein Bataillon des 4. Linienregiments zusammenhieb, gehörte Pontmercy zu denen, welche sich dafür rächten, indem sie die Garde über den Haufen warfen. Der Kaiser verlieh ihm das Kreuz, Pontmercy sah darauf nacheinander Wurmsen in Mantua gefangen nehmen, Mélas in Alexandrien, Mack in Ulm. Er gehörte zu dem 8. Corps der großen Armee, welches Mortier kommandirte und sich Hamburgs bemächtigte, dann kam er zu dem 55. Linien-regiment, dem ehemaligen Regiment Flandern. Bei Eylau war er auf dem Kirchhofe, auf welchem der heldenmüthige Kapitain Louis Hugo, der Onkel des Verfassers dieses Buches, allein mit seiner Compagnie von 83 Mann zwei Stunden lang der feindlichen Armee die Spitze bot. Pontmercy war Einer der drei, welche diesen Kirchhof lebend verließen. Er war bei Friedland; dann sah er Moskau, die Beresina, Lützen, Bautzen, Dresden, Wachau, Leipzig und die Engpässe von Gellnhausen; dann Montmirail, Chateau-Thierry, Craon, die Ufer der Marne, die Ufer der Aisne und die furchtbare Stellung von Laon. Bei Arnay-le-Duc hieb er als Kapitain zehn Kosaken nieder und rettete, nicht seinen General, sondern seinen Korporal. Er wurde bei dieser Gelegenheit selbst zusammengehauen und man zog ihm allein aus dem linken Arme siebenundzwanzig Knochensplitter. Acht Tage vor der Kapitulation von Paris tauschte er mit einem Kammerad und trat bei der Kavalerie ein. Er besaß das, was man bei dem alten Regime die doppelte Hand nannte, das heißt, die gleiche Geschicklichkeit, als Soldat den Säbel oder das Gewehr zu

führen und als Offizier eine Schwadron oder ein Bataillon. Aus dieser Fähigkeit, die durch die militairische Erziehung vervollkommnet wurde, entsprangen gewisse Spezialwaffen, wie z. B. die Dragoner, die zugleich Reiter und Infanteristen sind. Er begleitete Napoleon nach der Insel Elba. Bei Waterloo war er Escadronschef der Kürassiere in der Brigade Dubois. Er war es, der die Fahne des Bataillons Lüneburg nahm. Er legte diese Fahne zu den Füßen des Kaisers nieder. Er war dabei mit Blut bedeckt. Als er die Fahne nahm, hatte er einen Säbelhieb über das Gesicht bekommen. Der Kaiser rief ihm sehr zufrieden zu: Du bist Oberst! Du bist Baron! Du bist Offizier der Ehrenlegion! Pontmercy antwortete: Sire ich danke Ihnen für meine Wittwe. Eine Stunde darauf fiel er in den Hohlweg von Ohain. Wer war nun dieser Georg Pontmercy. Es war eben jener Räuber de la Loire.

Man sah schon Etwas von seiner Geschichte. Pontmercy, der bei Waterloo, wie man sich erinnern wird, aus dem Hohlweg von Ohain gezogen wurde, erreichte die Armee und schleppte sich von Lazareth zu Lazareth bis zu den Cantonements längs der Loire.

Die Restauration setzte ihn auf Halbsold und wies ihn zum Aufenthalt, das heißt, um ihn zu beaufsichtigen, Vernon an. Der König, Ludwig XVIII., der Alles, was während der hundert Tage geschehen war, als nicht geschehen betrachtete, hatte weder seine Eigenschaft als Offizier der Ehrenlegion, noch seinen Grad als Oberst, noch seinen Titel als Baron anerkannt. Er seinerseits vernachlässigte keine Gelegenheit, sich zu unterzeichnen: der Oberst Baron Pontmercy.

Er hatte nur einen alten blauen Rock und ging nie aus, ohne daran die Rosette des Offiziers der Ehrenlegion zu befestigen. Der Procurator des Königs ließ ihn benachrichtigen, daß er von dem Gerichtshofe wegen unbefugten

Tragens dieser Auszeichnung verfolgt werden sollte. Als ihm diese Mittheilung durch einen gefälligen Zwischenträger gemacht wurde, antwortete Pontmercy mit bitterem Lächeln: ich weiß nicht, ob ich das Französisch nicht mehr verstehe, oder ob Sie es nicht mehr sprechen können, gewiß ist aber, daß ich Sie nicht begreife.

Darauf ging er acht Tage hintereinander mit seiner Rosette aus. Man wagte es nicht, ihn zu beunruhigen. Zwei oder drei Mal schrieben der Kriegsminister und der commandirende General des Departements an ihn mit der Aufschrift: An Herrn Commandant Pontmercy. Er schickte die Briefe uneröffnet zurück. Zu derselben Zeit behandelte Napoleon in St. Helena auf dieselbe Weise die Briefe des Sir Hudson Lowe, welche An den General Bonaparte überschrieben waren. Pontmercy war zuletzt dahin gekommen, daß er — man verzeihe uns diesen Ausdruck — in seinem Munde denselben Speichel hatte, wie der Kaiser.

Eines Morgens begegnete er in einer Straße von Vernon den Procurator des Königs, ging grade auf ihn zu und sagte: Herr Procurator, ist es mir erlaubt, meine Narbe zu tragen?

Er hatte nichts als seinen sehr geringen Halbsold als Escadronchef. Er hatte in Vernon das kleinste Haus gemiethet, das er finden konnte. Hier lebte er allein, wie man soeben gesehen. Unter dem Kaiserreiche hatte er in der Pause zwischen zwei Kriegen die Zeit gefunden, Fräulein Gillenormand zu heirathen. Der alte Mann, der im Grunde darüber empört war, willigte seufzend ein, indem er sagte: die größten Familien sind dazu gezwungen. 1815 war Madame Pontmercy, eine in jeder Hinsicht achtungswerthe, wohlerzogene, seltene und würdige Frau, und mit Hinterlassung eines Kindes gestorben. Dieses Kind wäre die Freude des Obersten in seiner Einsamkeit gewesen, allein

der Großvater hatte ungestüm seinen Enkel gefordert, indem er erklärte, wenn er ihm denselben nicht überließe, würde er ihn enterben. Der Vater hatte ihm zum Wohle des Kleinen nachgegeben, und da er sein Kind nicht bei sich haben konnte, liebte er seine Blumen.

Er hatte übrigens auf Alles verzichtet und mischte sich in nichts. Er theilte seine Gedanken zwischen den unschuldigen Dingen, die er that, und den großen Dingen, die er gethan hatte. Er vollbrachte seine Zeit damit, auf eine neue Nelke zu hoffen oder sich an Austerlitz zu erinnern. Herr Gillenormand hatte keinen Verkehr mit seinem Schwiegersohn. Der Oberst war für ihn „ein Bandit". Der Bürger war für den Obersten „ein Esel." Herr Gillenormand sprach niemals von dem Obersten, ausgenommen etwa, um spöttische Anspielungen auf „seine Baronie" zu machen. Es war ausdrücklich abgemacht worden, daß Pontmercy nie versuchen sollte, seinen Sohn zu sehen oder mit ihm zu sprechen, unter Vermeidung der Strafe, daß er ihm enterbt zurückgeschickt würde. Für die Gillenormands war Pontmercy ein Pestkranker. Sie wollten das Kind nach ihrem Gefallen erziehen. Der Oberst hatte vielleicht Unrecht, diese Bedingungen einzugehen, allein er unterwarf sich ihnen, indem er glaubte, wohlzuthun und nur sich selbst zu opfern.

Die Erbschaft des Vater Gillenormand war gering, aber die Erbschaft der Fräulein Gillenormand der ältern, sehr bedeutend. Diese unverheirathet gebliebene Tante war von mütterlicher Seite sehr reich und der Sohn ihrer Schwester ihr natürlicher Erbe. Das Kind, welches Marius hieß, wußte, daß es einen Vater hatte, aber weiter nichts. Niemand öffnete über denselben gegen ihn den Mund. In der Welt indeß, in welche sein Großvater ihn führte, hatten das Geflüster, die halben Worte, das Augenblinzeln, selbst in dem Geiste des Kleinen mit der Zeit ein Licht angezündet und er hatte zuletzt davon Etwas begriffen, so daß er all-

mälig an seinen Vater nur noch mit Scham und gepreßtem Herzen dachte.

Während er so heranwuchs, entschlüpfte der Oberst alle zwei oder drei Monate seinem Aufenthaltsorte, stahl sich nach Paris wie ein Verbrecher, der der polizeilichen Aufsicht entflieht, und stellte sich an die Thür von St. Sulpice zu der Stunde auf, zu welcher die Tante Gillenormand Marius zur Messe führte. Zitternd vor Furcht, daß die Tante sich umdrehen möchte, verborgen hinter einem Pfeiler, regungslos, indem er kaum zu athmen wagte, betrachtete er hier sein Kind. Der Narbige fürchtete sich vor der alten Jungfer.

Daher rührte auch sein näherer Umgang mit dem Pfarrer von Vernon, dem Abbé Mabeuf.

Dieser würdige Priester war der Bruder eines Kirchenvorstehers von St. Sulpice, dem öfters dieser Mann, der so sein Kind betrachtete, durch die große Narbe im Gesicht und die großen Thränen in den Augen aufgefallen war. Dieser Mann, der so ganz aussah, wie ein echter Mann und doch weinte wie ein Weib, erweckte die Aufmerksamkeit des Kirchenvorstehers. Das Gesicht blieb ihm in Gedanken. Eines Tages, als er seinen Bruder in Vernon besuchte, begegnete er auf der Brücke den Obersten Pontmercy und erkannte jenen Mann von St. Sulpice. Der Kirchenvorsteher sprach davon mit dem Pfarrer und Beide machten dem Obersten unter irgend einem Vorwande einen Besuch. Dieser Besuch führte zu anderen. Der Oberst, der Anfangs sehr verschlossen gewesen war, wurde endlich offener und der Pfarrer, sowie der Kirchenvorsteher erfuhren zuletzt die ganze Geschichte und wie Pontmercy sein Glück der Zukunft seines Sohnes opferte. Die Folge davon war, daß der Pfarrer ihn verehrte und eine wahre Zärtlichkeit für ihn empfand, und daß der Oberst seinerseits dem Pfarrer seine Zuneigung schenkte. Uebrigens erkennen und verbinden sich zwei Men-

schen nicht so leicht und so vollkommen, wie ein alter Priester und ein alter Soldat, vorausgesetzt, daß Beide aufrichtig und gut sind. Im Grunde ist das ein und derselbe Mensch. Der Eine hat sich dem Vaterlande hienieden, der Andere dem Vaterlande dort oben gewidmet; ein anderer Unterschied besteht zwischen ihnen nicht.

Zwei Mal jährlich, am 1. Januar und am Sanct-Georgstage, schrieb Marius seinem Vater pflichtmäßige Briefe, welche seine Tante dictirte und die man aus einem Briefsteller abgeschrieben, hätte glauben sollen. Das war Alles, was Herr Gillenormand duldete. Der Vater antwortete darauf durch zärtliche Briefe, welche der Großvater in die Tasche steckte, ohne sie zu lesen.

III.

Requiescant.

Der Salon der Frau von T. war Alles, was Marius Pontmercy von der Welt kannte. Es war die einzige Oeffnung, durch die er in das Leben zu blicken vermochte. Diese Offenbarung war finster und es strömte durch dieselbe auf ihn mehr Kälte als Wärme, mehr Nacht als Tag. Dieses Kind, das nichts als Freude und Licht war, als es in diese sonderbare Welt eintrat, wurde in derselben nach kurzer Zeit traurig und, was seinem Alter noch mehr widerspricht, ernst. Umgeben von all den imposanten und eigenthüm-

lichen Gestalten, blickte es mit aufgeregtem Staunen um sich. Alles vereinigte sich, um in ihm dies Staunen zu steigern.

Unter den eigenthümlichen Gestalten, welche sich in dem Salon der Frau von T. bewegten, und die den jungen Marius mit Scheu und Ehrfurcht erfüllten, muß auch ein alter Mann mit wohlwollendem Gesicht erwähnt werden, der Chevalier von Port-de-Guy, angestellt in dem Kabinet des Königs. Herr von Port-de-Guy war kahlköpfig und mehr gealtert als Alle, und erzählte, daß man ihn 1793 im Alter von sechszehn Jahren als Widerspenstigen in den Bagno gesperrt und zusammengeschmiedet mit einem achtzigjährigen Greise, dem Bischof von Mirepoix, der auch ein Widerspenstiger war, aber als Priester, wie er als Soldat. Das war in Toulon. Ihre Arbeit bestand darin, während der Nacht von dem Schaffot die Köpfe und die Leichen der am Tage Guillotinirten abzuholen; sie trugen diese bluttriefenden Körper auf ihren Rücken fort und ihre rothen Galeerenkappen hatten im Genick eine Blutkruste, die am Morgen trocken, am Abend naß war. Dergleichen traurige Erzählungen kamen reichlich in dem Salon der Frau von T. vor, und indem man Marel verwünschte, zollte man Trestaillon Beifall.

In dieser eigenthümlichen Gesellschaft der damaligen Zeit, die jetzt so vergessen ist, daß man sie kaum noch kennt, wuchs Marius Pontmercy heran, und als er aus den Händen der Tante Gillenormand kam, vertraute sein Großvater ihn einem würdigen Professor der ernsten klassischen Unschuld an. Die junge sich öffnende Seele kam aus den Händen eines Prüden in die eines Schulfuchses. Marius brachte seine vorschriftsmäßigen Jahre in dem Collegium zu und trat dann in die Rechtsschule ein. Er war royalistisch, phantastisch und streng. Seinen Großvater, dessen Lustigkeit und Egoismus ihn verletzten, liebte er nicht sehr. In Beziehung auf seinen Vater war er finster.

Uebrigens war er ein glühender und zugleich kalter Jüngling, großmüthig, stolz, religiös, exaltirt, würdevoll bis zur Härte, rein bis zur wilden Strenge.

IV.

Ende des Räubers.

Die Beendigung von Marius klassischen Studien fiel mit dem Austritt des Herrn Gillenormand aus der Welt zusammen. Der Greis sagte der Vaterstadt St. Germain und dem Salon der Frau von T. Lebewohl und ließ sich in Marais in seinem Hause in der Rue des Filles-du-Calvaire nieder. Er hatte hier außer dem Thürhüter zu Dienern jene Nicolette, die auf die Mignon folgte, und jenem athemlosen und geschäftigen Basken, von dem weiter oben gesprochen wurde.

1827 erreichte Marius sein 17. Jahr. Als er eines Abends nach Hause kam, sah er seinen Großvater mit einem Briefe in der Hand.

„Marius", sagte Herr Gillenormand, „Du wirst morgen nach Vernon reisen."

„Weshalb?" sagte Marius.

„Um Deinen Vater zu sehen."

Marius erbebte; er hatte an Alles gedacht, nur daran nicht, daß er eines Tages seinen Vater sehen könnte. Nichts war für ihn unerwarteter, überraschender und, sagen wir es offen, unangenehmer. Es war die Entfernung zur Annähe-

rung gezwungen. Es war kein Kummer, nein, das nicht, aber ein Frohndienst.

Außer seinen politischen Beweggründen der Antipathie war Marius überzeugt, daß sein Vater, der Säbelmann, wie Herr Gillenormand ihn in seinen freundlichen Augenblicken nannte, ihn nicht liebte. Das war offenbar, da er ihn so fortgegeben und Anderen überlassen hatte. Da er sich nicht geliebt fühlte, liebte er auch nicht. „Nichts ist einfacher," sagte er zu sich selbst.

Er war so verwundert, daß er Herrn Gillenormand nicht fragte. Der Großvater fuhr fort:

„Wie es scheint ist er krank. Er verlangt nach Dir."

Nach einem kurzen Schweigen fügte er hinzu:

„Reise morgen früh. Ich glaube, auf dem Brunnenhofe geht ein Wagen morgen um sechs Uhr ab und kommt am Abend an. Nimm darauf einen Platz. Er sagt, es ist eilig."

Dann drückte er den Brief zusammen und steckte ihn in die Tasche.

Marius hätte an demselben Abend abreisen und am nächsten Morgen bei seinem Vater sein können. Eine Diligence machte um jene Zeit die Reise nach Rouen und kam während der Nacht durch Vernon. Weder Herr Gillenormand noch Marius dachten daran, sich zu erkundigen.

Am nächsten Tage gegen die Abenddämmerung gelangte Marius nach Vernon. Die Lichter wurden angezündet. Er fragte den ersten Vorübergehenden nach dem Hause des Herrn Pontmercy, denn in seinen Gedanken war er der Ansicht der Restauration und erkannte gleich dieser in seinem Vater weder den Baron noch den Oberst.

Man deutete ihm die Wohnung an. Er klingelte; ein Frauenzimmer öffnete ihm, eine kleine Lampe in der Hand tragend.

„Herr Pontmercy?" sagte Marius.

Das Weib blieb regungslos stehen.

„Ist das hier?" fragte Marius.

Das Weib machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Kann ich ihn sprechen?"

Das Weib machte eine verneinende Bewegung.

„Aber ich bin sein Sohn!" fuhr Marius fort. „Er erwartet mich."

„Er erwartet sie nicht mehr," sagte das Weib.

Jetzt bemerkte er, daß sie weinte.

Sie deutete mit dem Finger auf die Thür eines Zimmers im Erdgeschoß; er trat ein.

In diesem Gemache, welches ein Talglicht beleuchtete, das auf dem Kamine stand, waren drei Männer; einer stehend, einer kniend und einer im Hemd langausgestreckt auf dem Fußboden liegend. Dieser Letztere war der Oberst.

Die beiden Andern waren ein Arzt und ein Priester, welcher betete.

Der Oberst war seit drei Tagen von einem Gehirnfieber ergriffen worden. Bei dem Ausbruch der Krankheit hatte er eine leise Ahnung und schrieb an Herrn Gillenormand, seinen Sohn zu erlangen. Die Krankheit hatte sich verschlimmert. Am Abend vor Marius Ankunft in Vernon hatte der Oberst einen Anfall des Deliriums; er war ungeachtet des Widerstandes der Magd aus dem Bette gesprungen, indem er rief:

„Mein Sohn kommt nicht! Ich gehe ihm entgegen!"

Dann hatte er die Stube verlassen und war auf dem Fußboden des Vorgemachs niedergestürzt. Eben hatte er den letzten Athem ausgehaucht.

Man berief den Arzt und den Pfarrer. Der Arzt war zu spät gekommen, der Pfarrer ebenfalls. Auch der Sohn kam zu spät.

Bei dem matten Scheine des Lichtes erblickte man auf der Wange des am Boden liegenden Obersten eine große Thräne, die aus seinem todten Auge geronnen war. Das Auge war erloschen, die Thräne aber noch nicht getrocknet. Diese Thräne hatte er über das Zögern seines Sohnes vergossen.

Marius betrachtete diesen Mann, den er zum ersten und zum letzten Male sah, dieses ehrwürdige männliche Gesicht, diese offenen Augen, die nicht sahen, diese weißen Haare, diese kräftigen Glieder, auf denen man hier und dort braune Linien sah, welche Säbelhiebe waren, und rothe Sterne, welche von Kugellöchern herrührten. Er betrachtete diese riesige Narbe, welche dem Gesicht, dem Gott den Stempel der Güte verliehen hatte, den Stempel des Heldenmuthes aufdrückte. Er dachte daran, daß dieser Mann sein Vater war, und daß dieser Mann todt war, und blieb kalt.

Die Trauer, die er empfand, war die, welche jeder andere todt vor ihm liegende Mensch in ihm erweckt hätte.

Eine schmerzliche Trauer indeß herrschte in dem Gemache. Die Magd weinte in einer Ecke; der Pfarrer betete und man hörte ihn dabei schluchzen. Der Arzt trocknete sich die Augen; die Leiche selbst weinte.

Der Arzt, der Priester und die Magd sahen Marius in ihrer Betrübniß an, ohne ein Wort zu sprechen; er war hier der Fremde. Marius, der zu wenig ergriffen war, fühlte sich beschämt durch seine Haltung; er hielt seinen Hut in der Hand und ließ ihn fallen, um den Glauben zu erwecken, der Schmerz raubte ihm die Kraft, ihn zu halten.

Zugleich empfand er darüber Etwas wie einen Gewissensbiß und verachtete sich, daß er so handelte. Aber war es seine Schuld? Er liebte ja seinen Vater nicht!

Der Oberst hinterließ nichts. Der Verkauf des Mobiliars bezahlte kaum die Beerdigung.

Die Magd fand ein Blättchen Papier, welches sie Marius übergab. Es standen darauf von der Hand des Obersten die Worte geschrieben:

„Für meinen Sohn. — Der Kaiser hat mich auf dem Schlachtfelde von Waterloo zum Baron ernannt. Da die Restauration mir diesen Titel, den ich mit meinem Blute bezahlt habe, streitig macht, wird mein Sohn ihn annehmen und führen. Es versteht sich von selbst, daß er desselben würdig ist;" — Auf der Rückseite hatte der Oberst hinzugefügt: „In eben jener Schlacht bei Waterloo hat ein Sergeant mir das Leben gerettet. Dieser Mensch heißt Thénardier. Ich glaube, er hielt in der letzten Zeit ein kleines Wirthshaus in einem Dorfe der Umgegend von Paris, in Challes oder in Montfermeil. Wenn mein Sohn ihm begegnet, wird er diesen Thénardier so viel Gutes thun als er vermag."

Nicht aus Religiosität für seinen Vater, sondern wegen jener unbestimmten Ehrfurcht die der Tod stets so gebieterisch dem Herzen des Menschen einflößt, nahm Marius dies Papier und verwahrte es.

Nichts blieb von dem Obersten übrig. Herr Gillenormand ließ seinen Degen und seine Uniform an den Trödler verkaufen. Die Nachbarn leerten den Garten aus und plünderten die seltenen Blumen. Die anderen Pflanzen verwelkten und starben.

Marius war nur 48 Stunden in Vernon geblieben. Nach der Beerdigung kehrte er nach Paris zurück und setzte seine Rechtsstudien fort, ohne an seinen Vater mehr zu denken, als hätte derselbe nie gelebt. Nach zwei Tagen war der Oberst beerdigt, nach drei Tagen vergessen.

Marius trug einen Trauerflor um den Hut. Das war Alles.

V.

Nützlichkeit, in die Messe zu gehen, um ein Revolutionair zu werden.

Marius hatte die religiösen Gewohnheiten seiner Kindheit beibehalten. Eines Sonntags, als er die Messe in St. Sulpice gehört hatte, in eben jener Capelle der heiligen Jungfrau, zu welcher seine Tante ihn führte, als er noch klein war, trat er träumerischer und zerstreuter wie gewöhnlich hinter einen Pfeiler und kniete hier, ohne darauf zu achten, auf einem Betpult nieder, das mit Utrechter Sammt überzogen war, und auf welchem der Namen stand: Herr Mabeuf, Kirchenvorsteher.

Die Messe hatte kaum begonnen, als ein Greis zu ihm trat und sagte:

„Mein Herr, das ist mein Platz."

Marius trat rasch bei Seite, und der Greis nahm seinen Platz ein.

Als die Messe zu Ende war, blieb Marius gedankenvoll einige Schritte entfernt stehen; Der Greis näherte sich ihm wieder und sagte:

„Ich bitte Sie um Verzeihung, mein Herr, daß ich Sie so eben gestört habe und in diesem Augenblick wieder störe; allein Sie müssen mich zudringlich gefunden haben, und es ist nöthig, mich deshalb gegen Sie zu erklären."

„Mein Herr," sagte Marius, „das ist überflüssig."

„Doch, doch!" erwiderte der Greis; „ich will nicht, daß Sie von mir einen üblen Begriff bekommen. Sehen Sie, ich halte auf diesen Platz etwas. Es scheint mir, als

wäre die Messe hier besser. Weshalb? ich will es Ihnen sagen. Auf diesen Platz sah ich zehn Jahre lang regelmäßig alle zwei oder drei Monat einen armen, edlen Vater kommen, der keine andere Gelegenheit und kein anderes Mittel hatte, sein Kind zu sehen, weil ein Familienabkommen ihn daran verhinderte. Er stellte sich zu der Stunde ein, zu welcher man, wie er wußte seinen Sohn in die Messe führte. Der Kleine ahnte nicht, daß sein Vater hier sei. Er wußte vielleicht nicht einmal, daß er einen Vater hatte, der unschuldige Knabe. Der Vater hielt sich hinter einer Säule verborgen, damit man ihn nicht sah. Er blickte auf sein Kind und weinte. Er betete den Kleinen an, der arme Mann. Ich sah das. Dieser Ort ist dadurch für mich wie geheiligt, und ich nahm die Gewohnheit an, hier die Messe zu hören. Ich ziehe ihn der Bank vor, auf welcher ich als Kirchenvorstand meinen Platz hätte. Ich habe sogar diesen unglücklichen Herrn etwas gekannt. Er hatte einen Schwiegervater, eine reiche Tante, Verwandte, ich weiß nicht mehr recht, die das Kind zu enterben drohten, wenn er, der Vater, es sähe. Er opferte sich, damit sein Sohn eines Tages reich und glücklich sei. Man trennte ihn von demselben wegen politischer Meinungen. Ganz gewiß billige ich die politischen Meinungen, aber es giebt Leute, die nicht Halt zu machen wissen. Mein Gott, weil ein Mann bei Waterloo focht, ist er noch kein Ungeheuer. Man trennt deshalb nicht einen Vater von seinem Kinde. Er war ein Oberst Bonaparte's. Er ist todt, glaube ich. Er wohnte in Vernon, wo mein Bruder Pfarrer ist, und hieß etwas wie Pontmercie, oder Monpterch. — Er hatte meiner Treu einen schönen Säbelhieb in das Gesicht bekommen."

„Pontmerch," sagte Marius erblassend.

„Richtig, Pontmerch. Haben Sie ihn gekannt?"

„Mein Herr," entgegnete Marius, „er war mein Vater."

Der alte Kirchenvorsteher faltete die Hände und rief:

„Ach! Sie sind das Kind. Ha richtig, das muß jetzt ein Mann sein. Nun, armes Kind, Sie dürfen sich sagen, daß Sie einen Vater hatten, der Sie sehr liebte!"

Marius bot dem Greise seinen Arm und begleitete ihn nach seiner Wohnung. Am nächsten Tage sagte er zu Herrn Gillenormand:

„Wir haben eine Jagdpartie verabredet. Erlauben Sie mir, mich für drei Tage zu entfernen?"

„Vier!" erwiderte der Großvater. „Geh, unterhalte Dich gut." Und mit den Augen blinzelnd sagte er zu seiner Tochter:

„Irgend eine Liebschaft!"

VI.

Was es zu bedeuten hat, einem Kirchenvorsteher begegnet zu sein.

Wohin Marius ging, wird man später sehen.

Marius war drei Tage abwesend, kehrte dann nach Paris zurück, ging geradeswegs nach der Bibliothek der Rechtsschule und verlangte den Moniteur.

Er las den Moniteur, las alle Geschichten der Republik und des Kaiserreichs, das Memorial von St. Helena, alle Memoiren, alle Zeitungen, alle Bulletins, alle Proclamationen; er verschlang Alles. Das erste Mal, als er den Namen seines Vaters in den Büllletins der großen Armee fand, hatte er darüber eine ganze Woche lang das

Fieber. Er suchte die Generale auf, unter denen Georg Pontmercy gedient hatte, unter andern den Grafen H. Der Kirchenvorsteher Mabeuf, den er wieder besuchte, erzählte ihm von dem Leben in Vernon, der Zurückgezogenheit des Obersten, seinen Blumen, seiner Einsamkeit, Marius lernte so vollkommen jenen seltenen, erhabenen und milden Menschen kennen, jene Art von Lammlöwe, der sein Vater gewesen war.

Beschäftigt mit diesem Studium, welches seine ganze Zeit wie seine ganzen Gedanken in Anspruch nahm, sah er die Gillenormands beinahe nicht mehr; bei den Mahlzeiten erschien er; suchte man ihn dann, so war er nicht mehr da. Die Tante schmollte, der Vater Gillenormand lächelte.

„Pah! hoh!" sagte er; „es ist die Zeit der Mädchen! — Zuweilen fügte der Greis auch hinzu: „Der Teufel, ich glaubte, das sei eine Galanterie; mir scheint als sei es Leidenschaft."

Es war in der That eine Leidenschaft. Marius war auf dem Wege, seinen Vater anzubeten.

Zugleich entstand eine eigenthümliche Verwandlung seiner Begriffe. Die Phasen dieser Verwandlung waren zahlreich und folgten einander. Wir halten es für zweckmäßig, ihnen Schritt für Schritt zu folgen und sie alle anzudeuten.

Die Geschichte, auf welche er die Augen gerichtet hatte, erschreckte ihn.

Die erste Wirkung war Verblendung.

Die Republik, das Kaiserreich waren bisher für ihn nur abscheuliche Worte gewesen. Die Republik eine Guillotine in dem Dämmerlichte; das Kaiserreich ein Säbel in der Nacht. Er sah sich beide genauer an, und da, wo er nichts zu finden erwartete, als ein finsteres Chaos, sah er mit einer unerhörten Ueberraschung, in die sich Furcht und Freude mischte, Sterne glänzen: Mirabeau, Vergniaud,

Saint-Just, Robespierre, Camile Desmoulins, Danton, und eine Sonne aufgehen: Napoleon. Er wußte nicht mehr, wo er war; geblendet durch so viel Licht taumelte er zurück; allmälig, nachdem das Staunen vorüber war, gewöhnte er sich an den hellen Schein, betrachtete die Handlungen ohne Schwindel, prüfte die Personen ohne Entsetzen; die Revolution und das Kaiserreich stellten sich ihm in einer strahlenden Perspective vor das Auge der Gedanken; er sah jede dieser beiden Gruppen der Ereignisse und der Menschen sich durch zwei gewaltige Thatsachen verwickeln: die Republik in der Herrschaft des bürgerlichen Rechts, welches den Massen zurückgegeben war, das Kaiserreich in der Herrschaft des französischen Gedankens, der dem übrigen Europa aufgeprägt wurde. Er sah aus der Revolution die große Gestalt des Volkes und aus dem Kaiserreich die große Gestalt Frankreichs hervortreten. Er sagte sich in seinem Gewissen, daß das Alles gut gewesen sei.

Daß seine Verblendung bei der ersten Würdigung Manches übersah, glauben wir nicht erst erwähnen zu müssen. Wir schildern den Zustand eines im Vorwärtsschreiten begriffenen Geistes. Die Fortschritte erfolgen nicht immer mit einem Male. Nachdem wir das ein für alle Mal erwähnt haben, fahren wir fort.

Er bemerkte jetzt, daß er bisher sein Vaterland ebenso wenig begriffen hatte, wie seinen Vater. Er hatte weder das eine noch den andern gekannt und eine Art freiwilliger Dunkelheit erduldet. Jetzt sah er, und auf der einen Seite bewunderte er, auf der andern betete er an.

Er wurde erfaßt von Reue und Gewissensbissen, und dachte voll Verzweiflung daran, daß er alles das, was seine Seele erfüllte, jetzt nur noch einem Grabe sagen könnte. Ach wenn sein Vater noch gelebt, wenn er ihn noch besessen hätte, wie würde er dann geeilt sein, sich vor seinem Vater niederzustürzen und ihm zuzurufen: „Vater! hier bin ich!

ich bin es! Ich habe das gleiche Herz wie Du! Ich bin Dein Sohn!"

Wie innig würde er dann den weißen Kopf geküßt, die Haare mit seinen Thränen benetzt, die Wunde betrachtet, die Hände gedrückt, die Kleider bewundert, die Füße geküßt haben! Ach weshalb war dieser Vater so bald gestorben, vor dem Alter, vor der Gerechtigkeit, vor der Liebe seines Sohnes!

Marius fühlte in seinem Herzen ein ununterbrochenes Schluchzen welches ihm zurief: Ach! ach!

Zugleich wurde er wahrhafter ernst, wahrhafter gesetzt, zuverlässiger in seinem Glauben und seinen Ansichten. Jeden Augenblick stärkte sein Verstand sich durch neue Strahlen des Lichts; es fand bei ihm eine Art innerer Wachsthum statt. Er fühlte wie eine natürliche Vergrößerung, welche von den beiden für ihn neuen Dingen herrührten, seinem Vater und seinem Vaterland.

Da sich Alles öffnet, wenn man einen Schlüssel hat, erklärte er sich jetzt, was er gehofft hatte, und erforschte er, was er sonst verabscheute; er sah jetzt deutlich die providentielle göttliche und menschliche Seite der großen Dinge, die man ihn verabscheuen, und der großen Männer, die man ihn verwünschen gelehrt hatte. Wenn er an seine frühern Meinungen dachte, die nur von gestern stammten, und doch schon so alt zu sein schienen, dann fühlte er sich empört und lächelte. Von Rehabilitation seines Vaters war er natürlich zur Rehabilitation Napoleons übergegangen.

Diese letztere erfolgte jedoch, wie wir gestehen müssen, nicht ohne Anstrengung.

Seit jener Kindheit hatte man ihn mit den Partheiurtheilen von 1814 über Bonaparte genährt. Alle Vorurtheile der Restauration aber, alle Interessen derselben, alle ihre Instinkte strebten dahin, Napoleon zu entstellen. Sie verabscheute ihn noch mehr wie Robespierre. Sie hatte

ziemlich geschickt die Erschöpfung der Nation und den Haß der Mütter ausgebeutet. Bonaparte war eine Art von beinahe fabelhaftem Ungeheuer geworden, und um ihn der Einbildungskraft des Volkes zu zeigen, welche der Einbildungskraft der Kinder glich, ließ die Parthei von 1814 ihn nach und nach unter allen entsetzlichen Masken erscheinen. Wenn man von Bonaparte sprach, durfte man daher weinen oder vor Lachen ersticken, wenn nur der Haß die Grundlage bildete. Marius hatte über diesen Menschen, wie man ihn nannte, nie andere Begriffe gehabt. Sie hatten sich mit der Hartnäckigkeit gebildet, die in seiner Natur war. Er war ein kleinlicher, dickköpfiger Mensch, der Napoleon haßte.

Indem Marius die Geschichte las, indem er besonders die Documente und die Materialien studirte, zerriß für ihn allmälig der Schleier, welcher Napoleon verhüllte. Er erblickte etwas ungeheuer Großes und kam auf den Verdacht, daß er sich bisher über Napoleon wie über manches Andere getäuscht hatte; täglich sah er deutlicher, und allmälig wurde die Dunkelheit für ihn zum Lichte, zum Enthusiasmus.

In einer Nacht war er allein in seinem kleinen Stübchen, das unter dem Dache lag. Seine Kerze brannte; er las auf den Tisch gestützt, der neben seinem offenen Fenster stand. Alle Arten von Träumereien drangen auf ihn ein und mischten sich in seine Gedanken.

Er las die Bulletins der großen Armee, die homerischen Strophen, welche auf dem Schlachtfelde geschrieben wurden; er sah dabei zuweilen den Namen seines Vaters, immer den Namen des Kaisers; das ganze große Kaiserreich erschien ihm, er fühlte eine Art von Fluth, die zu ihm empor wuchs und es schien ihm in einzelnen Augenblicken, als gleite sein Vater wie ein Hauch an ihm vorüber und flüstere ihm in das Ohr; er glaubte allmälig die Trommeln, die Kanonen, die Trompeten, den gemessenen Schritt der Bataillone, den dumpfen Gallopp der Kavallerie zu hören. Von Zeit zu

Zeit erhoben seine Blicke sich zum Himmel und betrachteten die glänzenden Sterngebilde; dann sanken sie wieder auf das Buch herab, und erblickten hier nicht minder colossale Gebilde. Er fühlte sein Herz bedrückt. Er war außer sich, er zitterte, sein Athem stockte. Plötzlich, ohne selbst zu wissen, wie es kam, stand er auf, streckte seine beiden Arme zum Fenster hinaus, blickte starr in die Dunkelheit und rief: „Es lebe der Kaiser!"

Von diesem Augenblick an war Alles vorüber. Der corsische Währwolf — der Usurpator — der Thrann — das Ungeheuer, welches der Liebhaber seiner eigenen Schwester war — der Histrione, der Unterricht bei Talma nahm — der Giftmischer von Java — der Tiger — Bonaparte — alles das verschwand und machte in seinem Geiste einer strahlenden Erscheinung Platz, die ihm in unerreichbarer Höhe das bleiche Phantom Cäsar's zeigte.

Der Kaiser war für seinen Vater nur der geliebte Feldherr gewesen, den man bewundert, und dem man sich opfert; für Marius war er noch mehr. Er war der vom Schicksal ersehene Begründer einer französischen Weltherrschaft, welche auf die römische folgte. Er war der wundervolle Architekt eines zusammenstürzenden Gebäudes, der Nachfolger Karl des Großen, Ludwig XI., Heinrich IV., Richelieu's, Ludwig XIV. und des Wohlfahrtsausschusses, der ohne Zweifel seine Flecken, seine Fehler und selbst seine Verbrechen hatte, das heißt, der ein Mensch war, erhaben aber in seinen Fehlern, glänzend in seinen Flecken, gewaltig in seinen Verbrechen.

Er war der große Mann, der alle anderen Nationen gezwungen hatte, zu sagen: die große Nation. Er war noch etwas höheres; die Verkörperung Frankreichs, der Eroberer Europa's durch die Aufklärung, die er verbreitete. Napoleon wurde für ihn der Volkmensch, wie Jesus der Gottmensch ist.

Wie es bei Allen der Fall ist, welche eine neue Religion annehmen, berauschte ihn seine Bekehrung und machte, daß er zu weit ging. Seine Natur war einmal so; es wurde ihm beinahe unmöglich, auf dem Abhange Halt zu machen. Der Fanatismus für das Schwert ergriff ihn und verschmolz sich in seinem Geiste, mit dem Enthusiasmus für die Idee. Er täuschte sich aber in vielfacher Beziehung. Er gab Alles zu. Es giebt eine Art, dem Irrthum zu verfallen, indem man der Wahrheit nachgeht. Wie dem aber auch sein mag, hatte er doch einen wunderbaren Schritt vorwärts gethan. Wo er ehemals den Sturz der Monarchie erblickte, gewahrte er jetzt die Erhebung Frankreichs. Sein Horizont hatte sich verwandelt. Der Untergang war zum Aufgang geworden; er hatte sich gewendet.

Alle diese Revolutionen gingen in ihm vor, ohne daß seine Familie davon eine Ahnung hatte.

Als diese ganze geheimnißvolle Arbeit vollbracht war, als er die alte Bourbonische und Ultra-Haut abgestreift hatte, und vollkommen Revolutionär, durchaus Demokrat und beinahe Republikaner geworden war, ging er zu einem Kupferstecher und bestellte hier hundert Karten mit dem Namen: Baron Marius Pontmercy.

Dies war übrigens nur eine sehr logische Wirkung der mit ihm vorgegangenen Umwandlung, bei welcher Alles sich auf seinen Vater bezog.

Da er indeß Niemand kannte und nicht wußte, bei wem er seine Karten abgeben sollte, steckte er sie in die Tasche.

Eine andere sehr natürliche Folge war, daß er sich in eben dem Grade von seinem Großvater entfernte, in welchem er sich seinem Vater, dem Andenken desselben und den Dingen näherte, für welche der Oberst vierundzwanzig Jahre lang gekämpft hatte. Wir erwähnten, daß schon längst die Laune des Herrn Gillenormand ihm nicht zusagte. Es bestanden bereits zwischen ihnen die Dissonanzen eines jungen

ernsten Mannes und eines frivolen Greises. So lange dieselben politischen Ansichten und Gesinnungen ihnen gemeinschaftlich gewesen waren, hatte sich Marius auf denselben mit Herrn Gillenormand begegnet, wie auf einer Brücke; als diese Brücke zusammenbrach, zeigte sich der Abgrund, und dann empfand auch Marius Regungen unaussprechlicher Empörung, indem er daran dachte, daß es Herr Gillenormand gewesen war, der ihn aus albernen Ursachen erbarmungslos dem Obersten entrissen hatte, so einen Vater des Kindes und ein Kind des Vaters beraubend.

Durch Mitleid mit seinem Vater war Marius beinahe zum Widerwillen gegen seinen Großvater gelangt.

Uebrigens verrieth sich von alledem, wie wir erwähnten, im Aeußern Nichts. Nur wurde Marius immer kälter und kälter; er war lakonisch bei den Mahlzeiten und selten im Hause zu finden. Wenn seine Tante ihn darüber auszankte, war er sehr sanft gegen sie und gab als Grund seine Studien, die Vorlesungen, die Prüfungen, Conferenzen u. s. w. an. Der Großvater wich nie von seiner unfehlbaren Diagnose ab: Verliebt! ich verstehe mich darauf.

Marius war von Zeit zu Zeit vom Hause abwesend.

„Wohin geht er denn nur immer?" fragte die Tante.

Bei einer dieser Reisen, die immer nur kurze Zeit dauerten, war er nach Montfermeil gegangen, um der Andeutung zu folgen, die sein Vater ihm hinterlassen hatte. Er erkundigte sich dort nach dem ehemaligen Serganten von Waterloo, dem Gastwirth Thénardier. Thénardier hatte Banquerott gemacht, das Gasthaus war geschlossen, und man wußte nicht, was aus ihm geworden sei. Wegen dieser Nachforschungen blieb Marius vier Tage vom Hause entfernt.

„Ganz gewiß," sagte der Großvater, „er wird unordentlicher."

Man hatte zu bemerken geglaubt, daß er auf der Brust und unter dem Hemd irgend etwas trug, das an einem schwarzen Bande um seinen Hals hing.

VII.

Ein Unterrock.

Wir sprachen von einem Lancier.

Dies war ein Urenkel des Herrn Gillenormand von väterlicher Seite, der außerhalb der Familie und fern von jeder Häuslichkeit in der Garnison lebte. Der Lieutenant Theodulus Gillenormand erfüllte alle Bedingungen, um zu sein, was man einen hübschen Offizier nennt. Er hatte eine mädchenhafte Taille, eine eigenthümliche Art, den siegreichen Säbel schleppen zu lassen, und einen gedrehten Schnurrbart. Er kam sehr selten nach Paris, so selten, daß Marius ihn noch nie gesehen hatte. Die beiden Neffen kannten sich nur dem Namen nach. Theodulus war, wie wir gesagt zu haben glauben, der Günstling der Tante Gillenormand, die ihn vorzog, weil sie ihn nicht sah. Die Menschen nicht zu sehen, gestattet, ihnen alle mögliche Vollkommenheiten zuzutrauen.

Eines Morgens war Fräulein Gillenormand die ältere so aufgeregt, als ihre Ruhe es möglich machte, nach Hause zurückgekehrt. Marius hatte seinen Großvater wieder um die Erlaubniß gebeten, eine kleine Reise machen zu dürfen, und hinzugefügt, er dächte noch denselben Abend abzureisen.

„Geh!" antwortete der Großvater, und indem Herr Gillenormand die beiden Augenbrauen bis zu der Stirne hinaufzog, fügte er bei sich hinzu: „er schläft wiederholt außerhalb des Hauses."

Fräulein Gillenormand war sehr verdrießlich nach ihrem Zimmer hinaufgegangen und hatte auf der Treppe das Ausrufungszeichen hingeworfen: „das ist stark!" und dann das Fragezeichen: „aber wohin geht er denn?"

Sie vermuthete irgend eine unerlaubte Herzensangelegenheit, eine verdächtige Frau, ein Rendezvous, ein Geheimniß, und sie würde nicht böse darüber gewesen sein, ihre Brille darauf richten zu können. Die Erforschung eines Geheimnisses gleicht dem ersten Genusse eines Aergernisses und die heiligen Seelen verschmähen das nicht. In den geheimen Fächern der Bigotterie liegt eine gewisse Neugier für das Aergerniß.

Sie war daher die Beute des unbestimmten Verlangens, eine Geschichte zu erfahren.

Um sich von dieser Neugier, welche sie ein wenig über ihre Gewohnheit aufregte, zu zerstreuen, nahm sie die Zuflucht zu ihren Talenten und machte sich an eine Stickerei. Traurige Arbeit, mißmuthige Arbeiterin.

Seit mehren Stunden saß sie auf ihrem Stuhle, als die Thür sich öffnete. Fräulein Gillenormand hob die Nase in die Höhe; der Lieutenant Theodolus stand vor ihr und machte seinen vorschriftsmäßigen Gruß.

Sie stieß einen Freudenschrei aus. Man ist alt, man ist grau, man ist fromm, man ist Tante, aber es ist doch etwas Angenehmes, einen Lancier in das Zimmer treten zu sehen.

„Du hier, Theodolus," rief sie.

„Auf der Durchreise, liebe Tante."

„Aber so küsse mich doch!"

„So!" sagte Theodolus.

Er umarmte sie. Die Tante Gillenormand ging zu ihrem Sekretair und öffnete ihn.

„Du bleibst wenigstens die ganze Woche bei uns."

„Tante ich muß noch diesen Abend fort."

„Nicht möglich!"

„Mathematisch gewiß."

„Bleibe, mein kleiner Theodolus. Ich bitte Dich darum."

„Das Herz sagt ja, die Dienstpflicht sagt nein. Die Geschichte ist ganz einfach. Man verlegt uns in eine andere Garnison. Wir waren in Melun und man bringt uns nach Gaillon. Um von der alten Garnison nach der neuen zu kommen, müssen wir durch Paris. Ich dachte, laß uns meine Tante besuchen."

„Und hier ist Etwas für Deine Mühe."

Sie drückte ihn zehn Louisd'or in die Hand.

„Sie wollen sagen, für mein Vergnügen, liebe Tante."

Theodolus umarmte sie ein zweites Mal und sie hatte das Vergnügen, ihren Hals durch die Schnüre der Uniform etwas stark gerieben zu fühlen.

„Machst Du die Reise zu Pferde und mit Deinem Regiment?" fragte sie.

„Nein, Tantchen. Ich wollte Sie sehen. Ich nahm Urlaub. Mein Bursche führt meine Pferde; ich fahre mit der Diligence. Und was das betrifft, so muß ich eine Frage an Sie richten."

„Welche?"

„Mein Vetter Pontmercy reist also auch?"

„Woher weißt Du das?" fragte die Tante von der lebhaftesten Neugier ergriffen.

„Als ich ankam, ging ich sogleich nach der Diligence, um einen Platz in dem Coupé zu bestellen."

„Nun?"

„Ein Reisender hatte schon einen Platz auf der

Imperiale genommen. In dem Register sah ich seinen Namen."

„Welchen Namen?"

„Marius Pontmercy."

„Der Taugenichts!" rief die Tante. „Ach, Dein Vetter ist nicht ein so ordentlicher Junge wie Du. Zu sagen, daß er die Nacht in der Diligence zubringen wird."

„Wie ich."

„Aber Du thust es aus Pflicht; er aus Leichtsinn!"

„Alle Wetter!" sagte Theodolus.

Hier ereignete sich etwas besonderes für Fräulein Gillenormand die ältere; sie hatte einen Einfall. Wäre sie ein Mann gewesen, so würde sie sich vor die Stirn geschlagen haben. Sie sagte zu Theodolus:

„Weißt Du, daß Dein Vetter Dich nicht kennt?"

„Nein. Ich habe ihn gesehen, aber er würdigte mich keines Blickes."

„Ihr werdet also mit einander reisen?"

„Er auf der Imperiale, ich in dem Coupé."

„Wohin führt die Diligence?"

„Nach Andelys."

„Dahin geht also Marius?"

„Wenn er nicht gleich mir unterwegs aussteigt. Ich bleibe in Vernon, um die Correspondenz von Gaillon in Empfang zu nehmen. Von Marius Reiseplan weiß ich nichts."

„Marius! Welch ein häßlicher Name! Was ist das für ein Gedanke gewesen, ihn Marius zu nennen! Du heißt doch wenigstens Theodolus.

„Höre, Theodolus."

„Ich höre, Tante."

„Gieb Achtung."

„Ich gebe Achtung."

„Bist Du bereit?"

„Ja."

„Nun, Marius ist zuweilen abwesend."

„Ei! ei!"

„Er reist."

„Oh! oh!"

„Er schläft außer dem Hause."

„Oh! oh!"

„Wir wünschen zu wissen, was darunter versteckt liegt."

Theodolus antwortete mit der Ruhe eines gewiegten Mannes:

„Irgend ein Unterrock."

Und mit jenem zweideutigen Lächeln, welches die Ueberzeugung verräth, fügte er hinzu:

„Ein Mädchen!"

„Das ist offenbar!" rief die Tante, welche Herrn Gillenormand sprechen hören glaubte und eine unwiderstehliche Ueberzeugung aus dem Worte Mädchen schöpfte, welches von dem Großneffen beinahe so betont ausgesprochen wurde, wie von dem Großonkel.

Sie fuhr fort:

„Mache uns ein Vergnügen. Folge Marius ein wenig. Er kennt Dich nicht, also wird es Dir leicht sein. Da es ein Mädchen betrifft, so versuche das Mädchen zu sehen. Du wirst uns das Geschichtchen schreiben. Das unterhält den Großvater."

Theodolus empfand keine besonders große Zuneigung zu dieser Art von Aufpasserei, aber er war sehr gerührt durch die zehn Louisd'or und glaubte eine mögliche Nachfolge zu erblicken. Er nahm daher den Auftrag an und sagte: „Wie Sie wollen, liebe Tante." Bei sich fügte er hinzu: „Jetzt bin ich auch noch Polizist."

Fräulein Gillenormand umarmte ihn.

„Du würdest solche Streiche nicht machen. Du folgst

der Disciplin, Du bist der Sclave des Dienstes, ein gewissenhafter und pflichtgetreuer Mensch, und würdest Deine Familie nicht verlassen, um ein Geschöpf aufzusuchen."

Der Offizier schnitt ein befriedigtes Gesicht, wie Cartouche, der wegen seiner Ehrlichkeit gerühmt wird.

Am Abend, welcher auf dieses Zwiegespräch folgte, bestieg Marius die Diligence, ohne zu ahnen, daß er einen Beobachter hatte. Was demselben betrifft, so war das Erste, was er that, daß er einschlief. Der Schlaf war gerecht und gewissenhaft. Argus schnarchte die ganze Nacht hindurch.

Mit Tagesanbruch rief der Conducteur der Diligence: „Vernon! Station Vernon! — Die Reisenden für Vernon!" — Und der Lieutenant Theodolus erwachte.

„Gut," brummte er noch halb im Schlafe. „Ich steige ab." Dann wurde sein Gedächtniß allmälig klar und als erste Wirkung des Erwachens dachte er an seine Tante, an die zehn Louisd'or und an die Rechenschaft, die er über das Thun und Lassen seines Vetters Marius geben sollte. Er mußte darüber lächeln.

„Er ist vielleicht nicht mit in dem Wagen," dachte er, indem er seine Uniform zuknöpfte. „Vielleicht ist er in Poissy geblieben oder in Triel, wenn er nicht irgendwo anders abstieg. Lauf ihn nach, Tante. Was Teufel soll ich ihr schreiben, der guten Alten?"

In diesem Augenblick erschien eine schwarze Hose, die von der Imperiale herabstieg, vor den Fenstern des Coupés.

„Sollte das Marius sein?" dachte der Lieutenant.

Es war Marius.

Ein kleines Landmädchen, die vor dem Wagen zwischen den Pferden und den Postillionen stand, bot den Reisenden Blumen zum Verkauf an.

„Bouquets für Ihre Damen!" rief sie.

Marius näherte sich ihr und kaufte die schönsten Blumen ihrer Sammlung.

„Ei,“ sagte Theodolus, indem er aus dem Coupé sprang, „das reizt meine Neugier. Wen zum Teufel bringt er die Blumen? Es ist ein verteufelt hübsches Mädchen für ein so schönes Bouquet nöthig. Ich will sie sehen.“

Jetzt nicht mehr in Folge seines Auftrages, sondern getrieben durch eine persönliche Neugier, wie jene Hunde, die auf eigene Rechnung jagen, folgte er Marius.

Marius achtete nicht auf Theodolus. Elegante Damen stiegen aus der Diligence. Er sah sie nicht an. Er schien nichts um sich her zu bemerken.

„Ist der verliebt!“ dachte Theodolus.

Marius ging nach der Kirche.

„Vortrefflich!“ sagte Theodolus; „die Kirche! das ist recht! Die Rendezvous, die mit ein wenig Messe gewürzt sind, sind die besten. Nichts ist so vortrefflich wie ein verliebter Blickwechsel unter den Augen des lieben Gottes.“

Zu der Kirche gelangt, trat Marius nicht in dieselbe ein, sondern bog um die Ecke. Er verschwand hinter einem Vorsprung.

„Das Rendezvous ist also außerhalb,“ sagte Theodolus. „Ich muß das Mädchen sehen.“

Auf den Fußspitzen schlich er nach der Ecke, hinter welcher Marius verschwunden war.

Verdutzt blieb er stehen.

Das Gesicht in beiden Händen gedrückt, kniete Marius im Grase auf einem Grabe. Er hatte auf demselben sein Bouquet entblättert. Am Kopfende des Grabes stand ein schwarzes hölzernes Kreuz mit der Inschrift in weißen Buchstaben: Oberst Baron Pontmercy. Man hörte Marius schluchzen.

Das Mädchen war ein Grab.

VIII.

Marmor gegen Granit.

Dahin war Marius gegangen, als er sich das erste Mal von Paris entfernte. Dahin kehrte er jedes Mal zurück, wenn Herr Gillenormand sagte: „Er schläft außer dem Hause.“

Der Lieutenant Theodolus wurde durch diese unerwartete Berührung mit einem Grabe vollkommen irre gemacht; er empfand ein unangenehmes und sonderbares Gefühl, das er nicht zu analysiren vermochte, und in welchem sich die Achtung vor einem Grabe mit der Achtung vor einem Obersten mischte. Er zog sich zurück, ließ Marius allein auf dem Kirchhofe, und es lag Disciplin in diesem Rückzuge. Der Tod erschien ihm mit großen Epaulettes und grüßte ihn beinahe militairisch. Da er nicht wußte, was er der Tante schreiben sollte, schrieb er ihr gar nichts, und es würde wahrscheinlich die Entdeckung, welche Theodolus über die Liebschaft seines Vetters Marius gemacht hatte, nicht erfolgt sein, wenn nicht nach einer jenen geheimnißvollen Anordnungen, die der Zufall so oft herbeiführt, der Auftritt in Vernon beinahe augenblicklich eine Art von Rückschlag in Paris hervorgebracht hätte.

Marius kam von Vernon am dritten Tage früh Morgens zurück, stieg bei seinem Großvater ab, und ermüdet

durch zwei in der Diligence zugebrachten Nächte, fühlte er das Bedürfniß, seine Schlaflosigkeit durch ein Bad in der Schwimmschule vergessen zu machen. Er ging schnell nach seiner Stube hinauf, ließ sich nur so viel Zeit, seinen Reiseanzug und das schwarze Band, das er um den Hals trug, abzulegen, und eilte nach dem Bade.

Gillenormand, der früh aufgestanden war, wie alle Greise, die noch rüstig sind, hatte ihn nach Hause kommen hören, und war, so schnell seine alten Beine ihn zu tragen vermochten, die Treppe nach dem Dachstübchen hinaufgeklettert, in welchem Marius wohnte, um ihn zu umarmen und ihn während der Umarmung zu befragen, um zu erforschen, woher er kam.

Aber der Jüngling hatte weniger Zeit bedurft, die Treppe herabzugehen als der Greis, sie hinaufzusteigen, und als Vater Gillenormand in die Dachstube trat, war Marius nicht mehr dort.

Das Bett war uneingerissen und auf demselben lagen ohne Mißtrauen der Ueberrock und das schwarze Band.

„Das ist mir lieb," sagte Herr Gillenormand.

Einen Augenblick später trat er in den Salon, in welchem Fräulein Gillenormand die ältere, bei ihrer Stickerei saß.

Der Eintritt war triumphirend.

Herr Gillenormand hielt in der einen Hand den Ueberrock und in der andern das Band und rief aus:

„Sieh! wir werden das Geheimniß erforschen! Wir erfahren das Ende des Endes und erlangen Kenntniß von der Leichtfertigkeit unseres Duckmäusers! Wir sind mitten im Roman. Ich habe das Portrait!"

In der That hing ein kleines Kästchen von schwarzem Maroquin, einem Medaillon ziemlich ähnlich, an dem schwarzen Bande.

Der Greis nahm das Kästchen und betrachtete es einige Zeit, ohne es zu öffnen, mit jenem Wesen der Wollust,

der Entzückung und des Zornes, welcher ein ausgehungerter armer Teufel empfindet, wenn unter seiner Nase ein vortreffliches Diner vorübergetragen wird, das nicht für ihn bestimmt ist.

„Denn das ist offenbar ein Portrait," fuhr der Greis fort. Ich verstehe mich darauf. Dergleichen trägt man zärtlich auf dem Herzen. Sind unsere jungen Leute einfältig! Sie haben jetzt einen so schlechten Geschmack! Ohne Zweifel irgend ein abscheuliches Gretchen, vor dem man erbeben muß!"

„Lassen Sie uns sehen, mein Vater," sagte die alte Jungfer.

Das Kästchen öffnete sich durch den Druck auf eine Feder. Sie fanden nichts darin, als ein sorgfältig zusammengelegtes Papier.

„Von derselben an denselben," sagte Gillenormand mit lautem Gelächter. „Ich weiß, was das ist: ein Liebesbriefchen!"

„Ach lesen wir es!" sagte die Tante.

Sie setzte ihre Brille auf. Beide entfalteten das Papier und lasen:

„Für meinen Sohn. — Der Kaiser hat mich auf dem Schlachtfelde von Waterloo zum Baron ernannt. Da die Restauration mir diesen Titel, den ich mit meinem Blute bezahlte, streitig macht, wird mein Sohn ihn annehmen und tragen. Es versteht sich von selbst, daß er dessen würdig ist."

Was der Vater und die Tochter empfanden, ließe sich nicht beschreiben. Sie fühlten sich erstarrt, wie durch den Hauch eines Todtenkopfes. Sie wechselten kein Wort. Nur sagte Herr Gillenormand mit leiser Stimme und als ob er zu sich selbst spräche: „Das ist die Schrift des Säbelmannes."

Die Tante besichtigte das Papier nach allen Seiten und legte es dann wieder in das Kästchen.

In eben diesem Augenblick fiel ein kleines längliches Päckchen in blaues Papier gewickelt, aus einer Tasche des Ueberrocks. Fräulein Gillenormand raffte es auf und riß das blaue Papier auseinander. Es waren die hundert Karten, welche Marius sich hatte stechen lassen. Sie reichte eine davon Herrn Gillenormand, und dieser las: Baron Marius Pontmercy.

Der Greis klingelte. Nicolette kam. Herr Gillenormand nahm das Band, das Kästchen und den Ueberrock, warf Alles in die Mitte des Zimmers und sagte: „Trage die Sachen fort."

Eine lange Stunde verging in tiefem Schweigen. Der alte Mann und die alte Jungfer hatten sich niedergesetzt, einander den Rücken zukehrend, und Jeder dachte seinerseits wahrscheinlich dasselbe. Nach Verlauf dieser Stunde sagte die Tante Gillenormand:

„Schön!"

Einige Augenblicke darauf kam Marius. Er trat ein. Noch ehe er die Schwelle des Salons überschritten hatte, bemerkte er seinen Großvater, der in der Hand eine seiner Karten hielt und, indem er ihn sah, mit seinem Wesen bürgerlicher und spöttischer Ueberlegenheit, die etwas Niederschmetterndes an sich hatte, ausrief:

„Sieh! sieh! sieh! sieh! Du bist also jetzt Baron. Ich wünsche Dir Glück dazu. Was soll denn das heißen?"

Marius erröthete leise und antwortete:

„Das soll heißen, daß ich der Sohn meines Vaters bin!"

Herr Gillenormand hörte auf zu lachen und sagte hart:

„Dein Vater, das bin ich."

„Mein Vater entgegnete Marius mit gesenkten Blicken und strengem Tone, „war ein bescheidener und heldenmüthiger Mann, welcher glorreich der Republik und Frank-

reich diente, welcher groß war in der größten Geschichte, die je von den Menschen gemacht wurde, welcher ein Vierteljahrhundert im Bivouac, am Tage unter Kartätschen- und Kugelregen, während der Nacht auf dem Schnee, im Koth, unter dem Regen lebte, der zwei Fahnen eroberte, zwanzig Wunden bekam, der in der Vergessenheit und Verlassenheit gestorben ist, und nie ein anderes Unrecht beging, als zwei Undankbare zu lieben: sein Vaterland und mich!"

Das war mehr, als Herr Gillenormand hören konnte. Bei dem Worte „Republik" war er aufgestanden oder vielmehr in die Höhe gesprungen. Jedes der Worte, welche Marius ausgesprochen hatte, machte auf das Gesicht des alten Royalisten die Wirkung eines Schmiedeblasebalges auf einen Haufen glühender Kohlen. Erst finster, wurde er roth, aus roth dann purpur, und aus purpur flammensprühend.

„Marius!" rief er aus. „Entartetes Kind! Ich weiß nicht, was Dein Vater war, ich will es nicht wissen! Ich weiß nichts davon, und ich weiß es nicht! Was ich weiß, ist, daß unter allen diesen Menschen nie andere als Elende waren, daß sie sämmtlich Schufte waren, Mörder, Rothmützen, Räuber! Ich sage, Alle! Ich sage, Alle! Ich nenne Niemand! Ich sage, Alle! Hörst Du, Marius! Siehst Du wohl, Du bist Baron wie mein Pantoffel! Es waren sämmtlich Banditen, die Robespierre dienten! Sämmtlich Räuber, welche B—u—o—naparte gedient haben! Sämmtlich Verräther, welche verrathen haben und zwar ihren rechtmäßigen König! Sämmtlich feige Memmen, die vor den Preußen und Engländern bei Waterloo davon liefen! Das ist es, was ich weiß. Wenn Ihr Herr Vater sich unter denen befand, so weiß ich es nicht; es verdrießt mich aber um so eher; Ihr gehorsamer Diener!"

Jetzt war Marius der Brand und Gillenormand der Blasebalg. Marius erbebte in allen Gliedern, er wußte nicht, was aus ihm werden sollte; sein Kopf brannte. Er glich dem

Priester, der alle seine Hostien umher streuen sieht, dem Fakir, der Zeuge ist, wie ein Vorübergehender sein Idol anspeiet. Dergleichen Dinge durften in seiner Gegenwart nicht ungestraft gesagt werden. Aber was sollte er thun? Sein Vater war in seiner Gegenwart unter die Füße getreten und beschimpft worden; aber durch wen? durch seinen Großvater. Wie konnte er den einen rächen, ohne den Andern zu verletzen? Es war unmöglich, daß er seinen Großvater schmähte, und eben so unmöglich seinen Vater nicht zu rächen. Auf der einen Seite ein geheiligtes Grab, auf der andern ehrwürdige weiße Haare. Einige Augenblicke taumelte er wie betrunken. Alles wirbelte in seinem Kopfe, dann erhob er die Augen, sah seinen Großvater fest an und rief mit donnernder Stimme: „Nieder mit den Bourbons und dem dicken Schwein, Ludwig XVIII.!"

Ludwig XVIII. war seit vier Jahren todt, aber das galt ihm gleich.

Der Greis, der eben noch scharlachroth war, wurde plötzlich weißer wie seine Haare. Er wendete sich gegen eine Büste des Herzogs von Berry, die auf dem Kamin stand, und verbeugte sich tief vor derselben mit einer Art eigenthümlicher Majestät. Dann ging er zwei Mal langsam und schweigend von dem Kamin nach dem Fenster und von dem Fenster nach dem Kamin, durchschritt den ganzen Saal, und unter seinem Fuße erdröhnte das Parket wie unter den Schritten einer wandelnden steinernen Bildsäule. Bei dem zweiten Gange neigte er sich zu seiner Tochter, welche dem ganzen Auftritte mit der Verdutztheit eines alten Schafes beigewohnt hatte, und sagte mit einem beinahe ruhigen Lächeln:

„Ein Baron wie der Herr und ein Bürger wie ich können nicht unter demselben Dache mit einander bleiben."

Plötzlich richtete er sich dann empor, bleich, zitternd,

fürchterlich, die Stirn vergrößert durch das furchtbare Flammen des Zorns, streckte den Arm gegen Marius aus und rief:

„Geh!"

Marius verließ das Haus.

Am nächsten Tage sagte Herr Gillenormand zu seiner Tochter:

„Sie werden diesem Blutsauger alle sechs Monate sechzig Pistolen schicken und nie wieder zu mir von ihm sprechen."

Da er noch eine ungeheure Masse von Wuth auszusprudeln hatte, und nicht wußte, wie er dies anfangen sollte, fuhr er noch drei Monate lang fort, seine Tochter Sie zu nennen.

Marius seinerseits war voll Empörung gegangen. Ein Umstand, den wir erwähnen müssen, steigerte noch seine Erbitterung. Es giebt immer dergleichen Verhängnisse in den häßlichen Dramen. Die Beleidigungen steigern sich dadurch, obgleich im Grunde das Unrecht nicht größer wird. Indem Nicolette rasch auf dem Befehl des Großvaters „die Sachen," welche Marius gehörten, auf dessen Zimmer getragen hatte, ließ sie, ohne es zu bemerken, wahrscheinlich auf der dunkeln Treppe, die zu der Dachkammer führte, das schwarze Medaillon fallen, in welchem das Papier sich befand, das der Oberst geschrieben hatte. Weder dieses Papier noch das Medaillon konnten wieder gefunden werden. Marius hielt sich überzeugt, daß, „Herr Gillenormand" — von diesem Tage an nannte er ihn nie anders — „das Testament seines Vaters" in das Feuer geworfen hatte. Er wußte die wenigen Zeilen, die der Oberst geschrieben hatte, auswendig, und es war folglich nichts verloren. Aber das Papier, diese Schrift, diese heilige Reliquie war sein Herz selbst. Was hatte man damit gemacht?

Marius war gegangen, ohne zu sagen wohin, und ohne es selbst zu wissen, mit dreißig Francs, seiner Uhr und einigen Kleidungsstücken in einer Reisetasche. Er hatte ein Cabriolet bestiegen, es nach der Stunde genommen und war nach dem Universitätsviertel gefahren.

Was sollte aus Marius werden?

Marius.

Viertes Buch.

Die Freunde des A B C.

I.

Eine Gruppe, welche beinahe historisch geworden wäre.

Zu jener scheinbar gleichgiltigen Zeit herrschte ein gewisses unbestimmtes revolutionäres Zittern. Einzelne Hauche, welche aus den Tiefen von 1789 und 1792 heraufstiegen, schwebten in der Luft. Die Jugend war — man möge uns das Wort verzeihen — im Zuge, sich aufzulehnen. Man verwandelte sich beinahe, ohne es zu ahnen, durch die Bewegung der Zeit. Der Zeiger, welcher auf der Uhr vorrückt, bewegt sich auch in den Seelen. Jeder machte den Schritt vorwärts, den er zu machen hatte. Die Royalisten wurden Liberale, die Liberalen wurden Demokraten.

Andere geistige Gruppen waren ernsterer Art. Hier erforschte man das Princip, dort heftete man sich an das Recht. Man schwärmte leidenschaftlich für das Absolute, man erblickte endlose Realisationen. Nichts aber ist so geeignet Träume zu erwecken, als das Dogma, und nichts erzeugt so die Zukunft, wie die Träumerei. Das heutige Utopien ist morgen Fleisch und Bein.

Es gab damals in Frankreich noch nicht so umfassende Organisationen, wie den Tugendbund in Deutschland und

den Carbonarismus in Italien, allein es taugten hier und dort schon dunkle untereinander zusammenhängende Verzweigungen auf. In Paris gab es unter anderen Verbindungen der Art, die Gesellschaft, welche sich die Freunde des ABC nannten.

Was waren die Freunde des A B C? Eine Gesellschaft, die zum scheinbaren Zwecke die Erziehung der Kinder hatte, zum wirklichen aber die Bildung der Männer.

Die Freunde des A B C waren nicht sehr zahlreich; sie waren eine geheime Gesellschaft im Embryozustande; wir möchten sie beinahe ein Kränzchen nennen, wenn die Kränzchen zu Helden führten. Sie versammelten sich in Paris an zwei Orten, in der Nähe der Hallen in einem Cabaret, welches Corinth hieß und von dem später die Rede sein wird, und in der Nähe des Pantheon in einem kleinen Café auf dem St. Michaelisplatze, dem Café Musain, welches jetzt niedergerissen ist. Der erste dieser Versammlungsorte hing mit den Arbeitern zusammen, der zweite mit den Studenten.

Die gewöhnlichen Berathungen des A B C wurden in einem Hinterstübchen des Café Musain gehalten. Dieses Gemach, welches von dem eigentlichen Kaffeelokale ziemlich weit entfernt war, und mit demselben durch einen langen Gang zusammenhing, hatte zwei Fenster und einen Ausgang mit einer Nebentreppe in die kleine Rue des Grès. Man rauchte, trank, spielte hier. Man sprach sehr laut von allen Dingen und mit leiser Stimme von anderen. An den Wänden hing als ein hinreichendes Zeichen, das Schnüffeln eines Polizeiagenten zu erregen, eine alte Karte von Frankreich unter der Republik.

Die meisten Freunde des A B C waren Studenten, die in freundschaftlichem Verkehr mit einigen Arbeitern standen. Hier die Namen der vorzüglichsten Mitglieder: Enjolras,

Combeferre, Jean Prouvaire, Feuilly, Courfeyrac, Bahorel, Lesgle oder Laigle, Joly und Grantaire.

Diese jungen Leute bildeten unter sich durch Freundschaft eine Art von Familie. Alle, Laigle ausgenommen, waren aus dem Süden. Diese Gruppe war bemerkenswerth. Sie ist verschwunden in den unsichtbaren Tiefen, die hinter uns liegen. Auf dem Punkte, zu welchem man gediehen ist, ist es vielleicht nicht unnöthig, einen Strahl des Lichts auf diese jungen Köpfe zu lenken, ehe der Leser sie in den Schatten eines tragischen Ereignisses untergehen sieht.

Enjolras, den wir zuerst nannten, weshalb, wird man später sehen, war ein einziger Sohn und reich.

Enjolras war ein liebenswürdiger junger Mensch, aber im Stande, fürchterlich zu werden. Er war schön wie ein Engel. Er war ein wildgewordener Antinous. Sah man den nachdenkenden Widerschein seines Blickes, so erkannte man, daß er schon eine frühere Existenz in irgend einer revolutionären Apocolypse durchgelebt hatte. Für ihn war die Tradition derselben eine Zeugenschaft. Er kannte alle kleinen Nebenumstände der großen Sache. Er war eine religiöse und kriegerische Natur, eine auffallende Erscheinung bei einem Jüngling. Er war Chorpriester und Krieger; aus dem unmittelbaren Gesichtspunkte, Krieger der Demokratie; in Folge der Bewegung der Zeit, Priester des Idealen. Er hatte ein dunkles Auge, etwas geröthete Augenlider, seine Stirn war hoch, seine starke Unterlippe verzog sich leicht zum Ausdrucke des Spottes. Viel Stirn in einem Gesicht ist wie viel Himmel am Horizont. Wie gewisse junge Leute zu Anfang dieses und zu Ende des vorigen Jahrhunderts, welche schon früh berühmt wurden, hatte er eine ausgezeichnete Jugendfrische, wie ein junges Mädchen, doch mit Stunden der Blässe. Schon Mann schien er noch Kind zu sein. Trotz seiner 22 Jahre sah er aus wie 17; er war ernst und schien nicht zu wissen, daß es auf Erden ein Geschöpf giebt,

Weib genannt. Er hatte nur eine Leidenschaft: das Recht: einen Gedanken: jedes Hinderniß niederzuwerfen. Er sah kaum die Rosen, er wußte nichts vom Frühling, er hörte die Vögel nicht singen; ein entblößter Busen hätte ihn nicht in Aufregung gebracht. Für ihn waren, wie für Harmodius, die Blumen nur dazu gut, das Schwert zu verbergen. Er war streng in seinen Vergnügungen. Vor Allem, was nicht die Republik war, senkte er keusch die Augen. Er war der marmorne Geliebte der Freiheit. Seine Worte trugen eine ätzende Begeisterung und es lag in ihnen Etwas von dem erhebenden Klange der Hymne. Unerwartet entfalteten sich oft in ihm die Fittige. Wehe dem verliebten Mädchen, das sich an ihm gewagt hätte! Wenn irgend eine Grisette des Campray-Platzes oder der Rue St. Juan de Beauvais, indem sie dieses zarte Gesicht, diesen Wuchs eines Pagen, diese langen blonden Locken, diese blauen Augen, dieses im Winde flatternde Haar, diese rosigen Wangen, diese frischen Lippen, diese weißen Zähne sah, Appetit nach all dieser Morgenröthe, verspürt hätte und den Versuch machte, die Wirkung ihrer Schönheit zu wagen, dann würde ein überraschender und furchtbarer Blick ihr plötzlich den Abgrund gezeigt und sie gelehrt haben, den galanten Cherubim Beaumarchais' nicht mit dem furchtbaren Cherubim Ezechiel's zu verwechseln.

Neben Enjolras, der die Logik der Revolution vertrat, stand Combeferre als Repräsentant ihrer Philosophie. Zwischen der Logik und der Philosophie der Revolution besteht der Unterschied, daß die Logik Krieg führen kann, während ihre Philosophie nur den Frieden zur Folge hat. Combeferre vervollständigte und berichtigte Enjolras. Er war weniger groß aber umfassender. Er wollte, daß man die Geister mit den ausgedehnten Grundsätzen allgemeiner Ideen erfüllen sollte; er sagte: Revolution, aber Civilisation. Daher lag in allen Ansichten Combeferre's etwas Mögliches

und Ausführbares. Die Revolution mit Combeferre war erträglicher als mit Enjolras. Enjolras drückte das göttliche Recht und Combeferre das natürliche Recht derselben aus. Das erste ging mit Robespierre zusammen, das zweite bezeichnete Condorcet. Combeferre führte mehr wie Enjolras das Leben der Welt. Aber wäre es diesen beiden jungen Männern gegeben gewesen, in die Geschichte einzutreten, so würde der Eine der Gerechte, der Andere der Weise gewesen sein. Enjolras war männlicher, Combeferre war menschlicher. Homo und Vir, das waren in der That ihre Schattirungen. Combeferre war sanft wie Enjolras streng war. Er liebte das Wort Bürger, aber er zog das Wort Mensch vor. Er las Alles, ging in das Theater, verfolgte die öffentlichen Angelegenheiten, folgte der Wissenschaft Schritt für Schritt, machte sich mit Allem, was er auf seinem Wege fand, vertraut, bestätigte nichts, nicht einmal die Wunder; leugnend nichts, selbst nicht die Gespenster; er durchblätterte die Sammlung des Moniteur, er dachte. Er erklärte, daß die Zukunft in der Hand der Schule liegt und beschäftigte sich nur mit den Fragen der Erziehung. Er war gelehrt, Jurist, Polytechniker, ein tüchtiger Arbeiter, und zugleich nachdenkend „bis zur Schwärmerei," sagten seine Freunde. Er glaubte an alle Träumereien, an die Eisenbahnen, an die Unterdrückung der Schmerzen bei chirurgischen Operationen, an die Fixirung des Bildes in der camera obscura, an die electrischen Telegraphen, an die Leitung der Luftballone. Uebrigens erschrak er nicht sehr vor den Citadellen, die auf allen Seiten gegen das menschliche Geschlecht durch den Aberglauben des Despotismus und die Vorurtheile aufgeführt waren. Er gehörte zu denen, welche glauben, daß die Wissenschaft die festesten Stellungen umgehen wird. Enjolras war ein Feldherr, Combeferre ein Führer. Man hätte mit dem Einen kämpfen, mit dem Andern gehen mögen. Nicht etwa,

daß Combeferre nicht fähig gewesen wäre, zu kämpfen, denn er scheute sich nicht, das Hinderniß Mann gegen Mann anzugreifen und es mit Gewalt niederzuwerfen, allein es sagte ihm mehr zu, allmälig durch den Unterricht und durch die Verbreitung allgemeiner Gesetze vorwärts zu schreiten: Leicht zu entzünden, nicht aber in Brand. Ein Brand kann wohl den Schein einer Morgenröthe hervorbringen, allein weshalb sollte man nicht den natürlichen Anbruch des Tages erwarten? — 1793 entsetzte ihn die Versumpfung noch mehr und er erblickte darin Fäulniß und Tod. Im Ganzen konnte man von ihm sagen, daß er weder den Stillstand noch die Uebereilung wollte. Während seine ungestümen Freunde, ritterlich von dem Absoluten erfaßt, die glänzenden Abenteuer der Revolution bewunderten und herbeiwünschten, war Combeferre mehr dazu geneigt, den Fortschritt etwas kalt vielleicht, aber rein gewähren zu lassen. Das Gute muß unschuldig sein, wiederholte er unabläſſig. Und in der That, wenn die Größe der Revolution darin besteht, durch Blitz, Blut und Feuer vorwärts zu fliegen, so liegt die Schönheit des Fortschrittes darin, fleckenlos zu sein; und zwischen Washington, der diesen vertritt, und Wellington, der jenen verkörpert, besteht der Unterschied, welcher den Engel mit den Schwanenflügeln von dem Engel mit den Adlerflügeln trennt.

Jean Prouvaire war eine noch mildere Schattirung wie Combeferre. Jean Prouvaire war verliebt, pflegte einen Blumentopf, spielte die Flöte, machte Verse, liebte das Volk, beklagte das Weib, weinte über das Kind, hegte das seltene Vertrauen zu der Zukunft und zu Gott, und tadelte die Revolution, daß sie einen Königlichen Kopf, den André Chénier's habe fallen machen. Seine Stimme war für gewöhnlich weich und dennoch männlich. Er war unterrichtet bis zur Gelehrsamkeit und beinahe Orientalist. Vor allen Dingen war er gut. Er verstand italienisch, lateinisch, griechisch

und hebräisch; und das führte ihn dahin, nur vier Dichter zu lesen: Dante, Juvenal, Aeschylus und Esaias. Unter den Franzosen zog er Corneille dem Racine, und Agrippa d'Aubigné dem Corneille vor. Er schwärmte gern auf dem Felde zwischen Mohnblüthen und Kornblumen umher und beschäftigte sich mit den Wolken ebensoviel wie mit den Ereignissen. Er studirte den Menschen oder er betrachtete Gott. Den ganzen Tag ergründete er die soziale Frage: den Lohn, das Kapital, den Credit, die Ehe, die Religion, die Denkfreiheit zu lieben, die Erziehung, die Strafgesetze, das Elend, die Association, das Eigenthum, die Production und die Repartition, das Räthsel, welches den menschlichen Ameisenhaufen in Schatten hielt, und am Abend betrachtete er die Sterne. Gleich Enjolras war er reich und einziger Sohn. Er sprach leise, neigte den Kopf, senkte die Augen, lächelte verlegen, fühlte sich unbehaglich, hatte ein keusches Wesen, erröthete über nichts, war sehr schüchtern dabei, aber unerschrocken.

Feuilly war ein Fächermacher, vater- und mutterlose Waise, gewann nur mühsam täglich drei Francs und hegte dabei den einen Gedanken, die Welt zu befreien. Indeß beschäftigte ihn noch Eines: sich zu unterrichten; das nannte er ebenfalls sich frei machen. Er hatte von selbst lesen und schreiben gelernt. Alles was er wußte, wußte er durch sich allein. Feuilly war ein edles Herz. Diese Waise hatte das Volk adoptirt. Da seine Mutter ihn verlassen, hatte er dafür das Vaterland angenommen. Seinem Verlangen nach sollte es auf Erden keinen Menschen ohne Vaterland geben. Er brütete bei sich selbst mit jener tiefen Forschergabe eines Mannes des Volkes über das, was wir heutzutage die Idee der Nationalitäten nennen. Er hatte zu diesem Zwecke die Geschichte studirt, und führte Griechenland, Polen, Ungarn, Rumänien und Italien beständig im Munde. Das Wahre, das in dem Unwillen liegt, ist die höchste Bered-

samkeit, und diese besaß er. Ganz besonders empörte ihn das Jahr 1772, diese verbrecherische Theilung Polens, und beständig kehrte er wieder auf diese Thatsache zurück. Dieser arme Arbeiter hatte sich zum Vormund der Gerechtigkeit gemacht und diese belohnte ihn damit, daß sie ihn groß machte. In der That liegt auch in dem Recht die Ewigkeit. Warschau kann ebenso wenig tartarisch sein wie Venedig deutsch. Die Könige verlieren dabei ihre Mühe und ihre Ehre. Früher oder später tritt das ertränkte Vaterland wieder an die Oberfläche. Griechenland wird wieder Griechenland, Italien wieder Italien. Der Protest des Rechts gegen die Thatsachen besteht für alle Zeiten. Der Raub eines Volkes läßt sich nicht durchführen. Man versieht nicht eine Nation mit einem Zeichen wie ein Schnupftuch.

Courfeyrac hatte einen Vater, den man Herrn von Courfeyrac nannte. Einer der falschen Begriffe des Bürgerthums der Restauration in Beziehung auf die Aristokratie und den Adel war, an die Partikel zu glauben. Dies hat jedoch wie man weiß, durchaus keine Bedeutung. Allein die Bürger jener Zeit achteten so sehr auf das ärmliche von, daß sie glaubten, es ablegen zu müssen. Courfeyrac hatte hinter dem Beispiele vieler ausgezeichneten Männer nicht zurückbleiben wollen und nannte sich Courfeyrac kurzweg.

In dem, was Courfeyrac betrifft, könnten wir uns beinahe darauf beschränken zu sagen, Courfeyrac — siehe Tholomyè's.

Courfeyrac besaß in der That jenen jugendlichen Schwung, den man die Schönheit des Teufels von Geist nennen könnte. Später verschwand er, wie die Niedlichkeit der kleinen Katzen, und all diese Anmuth führte auf den zwei Füßen zum Spießbürger und auf vier Pfoten zum Kater.

Diese Art des Geistes geht durch die Schulen von Generation zu Generation als eine Art Erbtheil, indem er

beinahe stets derselbe bleibt; wie wir andeuteten, hätte daher der erste Beste, der Courfeyrac 1828 hörte, glauben können, Tholomyès's 1817 zu hören. Nur war Courfeyrac ein rechtschaffener Zeuge. Unter der scheinbaren Aehnlichkeit des äußeren Geistes war der Unterschied zwischen Tholomyès's und ihm sehr groß. Der Mensch, der bei Beiden im Hintergrunde lag, war bei dem Ersten ein ganz anderer wie bei dem Zweiten.

Enjolras war in der Gesellschaft das Haupt, Courfeyrac das Centrum; die Anderen verliehen mehr Licht, er mehr Wärmestoff; das kam daher, weil er alle Eigenschaften eines Mittelpunktes besaß, Rundung und Leuchtkraft.

Bahorel hatte bei dem blutigen Tumult vom Juni 1822 bei Gelegenheit der Beerdigung des jungen Lallemand eine Rolle gespielt.

Bahorel war ein Wesen von guter Laune und schlechter Gesellschaft, brav, schlechter Wirth, verschwenderisch bis zur Großmuth, kühn bis zur Unverschämtheit, geschwätzig bis zur Beredsamkeit; der beste gute Teufel, den man sich denken konnte; er hatte kecke Westen und scharlachrothe Meinungen; er war Unruhestifter im Großen, das heißt, er liebte nichts so sehr wie einen Zwist, es sei denn eine Emeute gewesen, und nichts so sehr wie eine Emeute, es sei denn eine Revolution. Stets bereit, eine Fensterscheibe einzuwerfen, dann das Straßenpflaster aufzureißen, dann eine Regierung zu stürzen, um die Wirkung zu sehen; Student im elften Jahr. Er hörte das Recht, aber er practicirte es nicht. Zum Wahlspruch hatte er angenommen: niemals Advokat, und als Wappenschild einen Nachttisch, in welchem man die viereckige Richtermütze sah. So oft er vor der Rechtsschule vorüberging, was ihm selten genug begegnete, knöpfte er seinen Ueberrock zu — der Paletot war damals noch nicht erfunden — und nahm Gesundheitsrücksichten. Von dem Portale der Schule sagte er:

was für ein schöner Greis! und von dem Decan, Herrn Delvincourt: was für ein Denkmal! Er erblickte in den Vorlesungen Stoff zu Liedern und in den Professoren Vorbilder zu Carricaturen. Im Nichtsthun verzehrte er so was wie dreitausend Francs jährlich. Seine Aeltern waren Bauern, denen er Ehrfurcht vor ihrem Sohn einzuflößen verstanden hatte.

Er sagte von ihnen: „sie sind Bauern und nicht Städter, deshalb haben sie auch Verstand."

Bahorel, ein Mann der Laune, vertheilte sich auf mehrere Kaffeehäuser; die andern hatten Gewohnheiten, er nicht. Er trieb sich umher. Dabei war er ein schärferer und denkenderer Geist, als er es zu sein schien.

Er diente als Band zwischen den Freunden des ABC und anderen noch nicht gebildeten Gruppen, die aber später hervortreten sollten.

In diesem Conclave junger Köpfe gab es ein kahlköpfiges Mitglied.

Der Marquis d'Avaray, den Ludwig XVIII. zum Herzog ernannt hatte, weil er ihm in ein Cabriolet half, als er floh, erzählte, 1814 bei seiner Rückkehr nach Frankreich, als der König in Calais gelandet war, hatte ein Mensch ihm ein Bittschrift überreicht.

„Was verlangen Sie?" fragte der König.

„Sire, ein Postbureau."

„Wie heißen Sie?"

„L'Aigle."

Der König runzelte die Stirn, sah auf die Unterschrift und fand den Namen so geschrieben: Lesgle. Diese nicht sehr bonapartistische Ortographie rührte den König und er begann zu lächeln.

„Sire," nahm der Mann mit der Bittschrift wieder das Wort, „einer meiner Vorfahren war ein Hausknecht, der den Beinamen Lesgueules (die Schnauze) bekam. Aus

diesem Beinamen entstand mein Name. Ich heiße Lesgueules durch Zusammenziehung Lesgle und durch Verdrehung L'Aigle." Darüber lächelte der König vollends. Später gab er dem Manne das Postbureau in Meaux, absichtlich oder aus Versehen.

Das kahlköpfige Mitglied der Gesellschaft war der Sohn dieses Lesgle oder Legle und unterschrieb sich Legle (von Meaux). Seine Kameraden nannten ihn der Kürze wegen Bossuet.

Bossuet war ein munterer Bursche, der Unglück hatte. Seine Eigenthümlichkeit bestand darin, daß ihm nichts gelang. Dagegen lachte er über Alles. Mit 25 Jahren war er kahlköpfig. Sein Vater hatte zuletzt ein Haus und ein Feld besessen; allein er, der Sohn hatte nichts Eiligeres zu thun gehabt, als dieses Feld und dieses Haus bei einer verunglückten Speculation zu verlieren. Es war ihm nichts geblieben. Er besaß Kenntnisse und Geist, aber nichts gelang ihm. Alles schlug ihm fehl, Alles betrog ihn; was er aufführte, brach unter ihm zusammen. Spaltete er Holz, so schlug er sich in den Finger; hatte er eine Maitresse, so entdeckte er bald, daß er auch einen Freund hatte. Jeden Augenblick begegnete ihm irgend ein Mißgeschick; daher seine Lustigkeit. Er sagte: ich wohne unter dem Dache, dessen Ziegel herunterfallen. Für ihn war ein Unfall das Erwartete, er wunderte sich darüber nicht, nahm die schlimme Sache heiter auf und lächelte über die Neckereien des Schicksals, wie Jemand, der Spaß versteht. Er war arm, sein Beutel guter Laune, aber unerschöpflich. Schnell kam er bis zu seinem letzten Sou, nie aber bis zu seinem letzten Gelächter. Trat das Mißgeschick bei ihm ein, so grüßte er herzlich den alten Bekannten; er war mit dem Verhängniß so vertraut, daß er es bei dem Taufnamen nannte. „Guten Tag, Pech," sagte er zu ihm. Diese Verfolgungen des Schicksals hatten ihn erfindungsreich gemacht.

Er war voller Hülfsquellen. Er hatte nie Geld, aber wenn es ihm nothwendig erschien, fand er die Mittel, „riesige Ausgaben" zu machen. In einer Nacht ging er so weit, hundert Francs bei dem Abendessen mit einem Mädchen zu verthun, was ihn mitten in der Orgie den guten Gedanken einflößte, zu rufen: „Tochter des fünften Louis, zieh mir die Stiefeln aus." *)

Bossuet wandte sich langsam dem Advocatenstande zu; er machte seine Rechtsstudien nach der Art Bahorel's. Bossuet hatte nur selten ein Domicil, zuweilen gar keins. Er wohnte bald bei dem Einen, bald bei dem Andern, am häufigsten bei Joly. Joly war Student der Medicin und zwei Jahr jünger wie Bossuet.

Joly war der junge eingebildete Kranke. Was er bei dem Studium der Medicin gewonnen hatte, war, kränker zu sein als der Arzt. Mit 23 Jahren hielt er sich für kränklich und brachte sein Leben damit hin, die Zunge im Spiegel zu besehen. Er behauptete, der Mensch sei magnetisch wie eine Nadel, und in seiner Stube stellte er das Bett mit dem Kopfende gegen Süden und mit den Füßen gegen Norden, damit während der Nacht die Circulation seines Blutes nicht in entgegengesetzter Richtung strömte, wie die große magnetische Strömung der Erdkugel. Während dem Gewitter fühlte er seinen Puls. Uebrigens war er der Lustigste von Allen. Alle diese Eigenthümlichkeiten, jung, tollköpfig, boshaft, lustig, hielten gute Gemeinschaft mit einander und es entstand dadurch ein excentrisches und angenehmes Wesen, welches seine Genossen verschwenderisch mit Consonanten Jollly nannten.

Joly hatte die Gewohnheit, den Knopf seines Stockes

*) Fünfter Louis. Ein Louisd'or ist zwanzig Francs. Das Wortspiel bedeutet also, daß mit dem fünften Louisd'or die hundert Francs vollzählig sind, während es ebenso auch heißt: Tochter des KönigLudwig V.

an die Nase zu legen, was das Zeichen eines scharfen Verstandes ist.

Alle diese jungen Leute, die so verschieden von einander waren und von denen man im Grunde nur mit Ernst sprechen muß, hatten ein und dieselbe Religion: den Fortschritt.

Alle waren unmittelbar die Söhne der französischen Revolution. Die Leichtfertigsten wurden feierlich, indem sie das Jahr 1789 aussprachen. Ihre Väter waren leidenschaftliche Feuillants, Royalisten, Doctrinaire gewesen; darauf kam nichts an; dieses bunte Gemisch vor ihrer Zeit, da sie jung waren, kümmerte sie nicht. Das Vollblut der Grundsätze floß in ihren Adern. Sie schlossen sich ohne Zwischenschattirung dem unveräußerlichen Rechte und der absoluten Pflicht an.

Sie waren in ihrer Verbindung und Verbrüderung der Entwurf eines unterirdischen Ideals.

Unter allen diesen leidenschaftlichen Herzen, allen diesen von Ueberzeugung ergriffenen Geistern gab es einen Skeptiker. Wie kam der hierher? Durch den Ansatz von Außen. Dieser Skeptiker nannte sich Grantaire. Er war ein Mensch, der sich wohl hütete, an irgend Etwas zu glauben. Uebrigens gehörte er zu den Studenten, die während ihrer Studien in Paris das Meiste gelernt hatten. Er wußte, daß das beste Kaffeehaus das Café Lemblin sei und daß das beste Billard in dem Café Voltaire stand; daß man guten Kuchen und hübsche Mädchen in der Eremitage auf dem Boulevard du Maine fände; Brathühner bei der Mutter Saguet und einen gew[illegible]chten Wein bei der Barrière de la Cunette. Für Alles wußte er die besten Orte. Außerdem konnte er einige Tänze und war ein ausgezeichneter Stockkämpfer. Ueber den Allen war er noch ein großer Trinker. Er war übermäßig häßlich. Die hübscheste Stiefelnäherin jener Zeit, Irma Boissy, welche durch seine Häß-

lichkeit empört wurde, hatte den Ausspruch gethan: Grantaire ist unmöglich; aber die Abgeschmacktheit Grantaire's ließ sich dadurch nicht irre machen. Er sah alle Weiber zärtlich an und schien bei allen zu sagen: wenn ich wollte! Dabei suchte er seine Kameraden glaublich zu machen, daß er allgemein gesucht würde.

Alle die Worte: Rechte des Volkes, Menschenrecht, Gesellschaftsvertrag, französische Revolution, Republik, Demokratie, Menschheit, Civilisation, Religion, Fortschritt waren für Grantaire beinahe nichtsbedeutend. Er lächelte darüber. Der Skepticismus, diese Fäulniß des Verstandes, hatte keinen einzigen ganzen Gedanken in seinem Geiste gelassen. Er liebte mit Ironie. Er hatte den Spruch: es giebt nur eine Gewißheit; ein volles Glas. Er verspottete alle Selbstaufopferungen bei allen Parteien. „Sie sind durch ihren Tod sehr weit vorgeschritten," rief er aus. Von dem Crucifix sagte er: „Das ist ein Galgen, dem sein Werk gelang," Herumtreiber, Spieler, Wollüstling, oft betrunken, machte er diesen jungen Denkern das Mißvergnügen, beständig zu trällern: lieben wir die Mädchen, lieben wir den Wein, nach der Melodie Vive Henri IV.

Uebrigens hatte dieser Skeptiker einen Fanatismus. Dieser Fanatismus war weder eine Idee, noch ein Dogma, noch eine Kunst, noch eine Wissenschaft, es war ein Mensch; Enjolras. Grantaire bewunderte, liebte und verehrte Enjolras. Warum schloß sich dieser anarchische Zweifel an diesen absoluten Geist an? den Absolutesten von Allen. Auf welche Weise unterjochte ihn Enjolras? durch seine Gedanken? Nein. Durch den Charakter. Ein Phänomen, das oft bemerkt wurde. Ein Skeptiker, der sich einem Gläubigen anschließt, ist so einfach wie das Gesetz der ergänzenden Farbe. Was uns mangelt, zieht uns an. Niemand liebt das Tageslicht mehr als der Blinde. Die Zwergin betet den Tambour-Major an. Die Kröte wendet

die Augen zum Himmel. Weshalb? Um den Vogel zu sehen. Grantaire, der vom Zweifel erfüllt war, liebte es, in Enjolras den Glauben zu sehen; er bedurfte Enjolras; ohne daß er sich deutlich davon Rechenschaft gab und ohne daß er es sich selbst zu erklären versuchte, entzückte ihn diese keusche, gesunde, kräftige, feste, dauernde, aufrichtige Natur. Er bewunderte aus Instinct seinen Gegensatz. Seine schwankenden, verdrehten, krankhaften, entstellten Begriffe schlossen sich sicher Enjolras an, wie an ein Rückgrat. Sein moralischer Halt stützte sich auf diese Festigkeit. An der Seite von Enjolras wurde Grantaire Jemand. Er selbst bestand übrigens aus zwei miteinander scheinbar unverträglichen Elementen. Er war ironisch und herzlich. Seine Gleichgiltigkeit war liebevoll. Sein Geist entbehrte des Glaubens, sein Herz konnte der Freundschaft nicht entbehren. Ein gewaltiger Widerspruch, denn eine Zuneigung ist eine Ueberzeugung. Sein Thun war nun einmal so. Es giebt Menschen, die dazu geboren zu sein scheinen, das Gegentheil der Gegensätze, die Rückseite zu sein. Sie leben nur unter der Bedingung, sich auf einen andern Menschen zu stützen; ihr Name ist eine Fortsetzung und läßt sich nur nach der Conjunction und schreiben; ihre Existenz gehört ihnen nicht selbst; sie ist die andere Seite eines Geschickes, das nicht das ihrige ist. Grantaire gehörte zu diesen Menschen. Er war die Rückseite von Enjolras.

Grantaire, der wahre Satellit von Enjolras, lebte in diesem Kreise junger Leute; er gefiel sich nur hier; er folgte ihnen überall. Seine Freude bestand darin, diese Silhouetten in den W[illegible]in- und hergehen zu sehen. Man duldete ihn wegen seiner guten Laune.

Enjolras, der Gläubige, verachtete diesen Skeptiker, der Nüchterne diesen Trunkenbold. Er gewährte ihm ein hochmüthiges Mitleid. Grantaire war ein nicht angenommener Pylades, stets durch Enjolras zurechtgewiesen, hart

zurückgestoßen, und doch stets wiederkehrend, sagte er von Enjolras: welch ein schöner Marmor.

II.

Grabrede Blondeau's von Bossuet.

An einem gewissen Nachmittag, welcher wie man sehen wird, in einigem Zusammenhang mit den weiter oben erzählten Ereignissen stand, lehnte sich Laigle von Meaux gedankenvoll gegen die Thürbrüstung des Café Musain. Er sah aus wie eine Caryatide in den Ferien; er trug nichts als seine Träumerei. Er betrachtete den St. Michaelisplatz. Sich anzulehnen, ist eine Art, stehend zu liegen, welche die Träumer nicht hassen. Laigle von Meaux dachte ohne Melancholie an ein kleines Mißgeschick, welches ihm den zweiten Tag zuvor in der Rechtsschule begegnet war und seine persönlichen Pläne für die Zukunft etwas modificirte, Pläne, die übrigens nicht sehr bestimmt waren.

Die Träumerei verhindert nicht, daß ein Cabriolet vorüberfährt, und daß ein Träumer das Cabriolet bemerkt. Laigle von Meaux, dessen Augen umherschwärmten, bemerkte durch den Nebel seines Somnambulismus ein zweirädriges Fuhrwerk, das langsam und wie unentschlossen über den Platz fuhr. Wohin wollte dieses Cabriolet? Weshalb fuhr es im Schritt? Laigle sah es genauer an. Es saß darin an der Seite des Kutschers ein junger Mann, und vor dem jungen Mann lag eine ziemlich große Reisetasche. Die

Reisetasche zeigte den Vorübergehenden den in großen schwarzen Buchstaben auf eine Karte geschriebenen Namen: Marius Pontmercy.

Dieser Name brachte eine Aenderung in der Haltung Laigle's hervor. Er richtete sich empor und rief dem jungen Manne im Cabriolet zu:

„Herr Marius Pontmercy!"

Das angerufene Cabriolet hielt.

Der junge Mann, der ebenfalls in tiefe Gedanken versunken zu sein schien, erhob die Augen.

„Wie?" sagte er.

„Sie sind Herr Marius Pontmercy?"

„Ohne Zweifel."

„Ich suchte Sie auf," entgegnete Laigle von Meaux.

„Wie das?" fragte Marius, denn er war es in der That; er kam eben von seinem Großvater, und hatte vor sich ein Gesicht, das er zum ersten Male sah. „Ich kenne Sie nicht."

„Ich kenne Sie ebenfalls nicht", entgegnete Laigle.

Marius glaubte einen Witzbold vor sich zu sehen, den Anfang einer Mystification auf offener Straße. Er war in diesem Augenblick nicht eben in günstiger Laune. Er runzelte die Stirn. Laigle von Meaux fuhr vollkommen ruhig fort:

„Sie waren vorgestern nicht in der Rechtsschule?"

„Das ist möglich."

„Das ist gewiß."

„Sie sind Student?" fragte Marius.

„Ja, mein Herr. Ebenso wie Sie. Vorgestern ging ich zufällig nach der Rechtsschule. Sie wissen wohl, man hat zuweilen dergleichen Einfälle. Der Professor war eben dabei, die Schüler aufzurufen. Es ist Ihnen gewiß nicht unbekannt, daß die Professoren in dieser Beziehung sehr lächerlich sind. Fehlt man bei dem dritten Aufrufe, so wird

die Inscription gestrichen. Sechszig Francs sind in den Abgrund gefallen."

Marius fing an zuzuhören. Laigle fuhr fort:

„Es war Blondeau, welcher die Namen verlas. Sie kennen Blondeau; er hat eine sehr spitze und sehr boshafte Nase und schnüffelt mit wahrem Entzücken die Abwesenden heraus. Tückischer Weise fing er mit dem Buchstaben P an. Ich hörte nicht auf ihn, weil ich bei diesem Namen nicht in Gefahr stand. Der Appel ging nicht schlecht von Statten. Keine Ausstreichung; alle Welt war anwesend; Blondeau wurde finster. Ich sagte bei mir: „Blondeau, mein Liebchen Du wirst heute nicht die kleinste Exekution vornehmen können." Plötzlich rief Blondeau: Marius Pontmercy. — Niemand antwortet. Voller Hoffnung wiederholt Blondeau noch lauter: Marius Pontmercy. Er ergreift seine Feder. Herr ich habe Eingeweide. Ich sagte rasch zu mir selbst: „Da soll ein braver Junge ausgestrichen werden. Aufgepaßt! Der ist ein wahrer Lebemann, der nicht pünktlich ist. Kein guter Schüler ist das. Ein Student, der studirt, das ist ein pedantischer Gelbschnabel, stark in den vier Facultäten. Dieser Marius Pontmercy ist ein ehrenwerther Müssiggänger, der umherschwärmt, die Villegiatura praktisch durchmacht, die Grisetten cultivirt, den Schönen den Hof macht, vielleicht in diesem Augenblick bei seiner Maitresse ist. Ich muß ihn retten. Tod diesem Blondeau! — Blondeau tauchte seine Feder in die Tinte, ließ seinen falschen Blick über das Auditorium gleiten und wiederholte zum dritten Male: Marius Pontmercy! Ich antwortete: Hier! Das machte, daß Sie nicht ausgestrichen wurden."

„Mein Herr!" sagte Marius.

„Und daß dafür ich es wurde," fügte Laigle von Meaux hinzu.

„Ich verstehe sie nicht," sagte Marius.

Laigle entgegnete:

„Nichts ist einfacher. Ich war nahe bei dem Katheder, um zu antworten, und nahe bei der Thür, um zu entfliehen. Der Professor sah mich mit einem gewissen starren Blicke an. Plötzlich sprang Blondeau, der die boshafte Nase sein muß, von welcher Boileau spricht, auf den Buchstaben L über. Das ist mein Buchstabe. Ich bin aus Meaux und heiße Lesgle."

„L'Aigle!" unterbrach ihn Marius. „Was für ein schöner Name!"

Blondeau kam zu diesem schönen Namen und rief: Laigle. — Ich antwortete: Hier! Darauf sieht Blondeau mich mit der Sanftmuth eines Tigers an, lächelte und sagte: „Wenn Sie Pontmercy sind, so sind Sie nicht Laigle." Eine Redensart, die mißliebig für Sie aussah, in der That aber nur für mich von übler Bedeutung war. Indem er so sprach, strich er mich aus."

Marius rief:

„Mein Herr, es thut mir außerordentlich leid —"

„Vor allen Dingen," fiel ihm Laigle in's Wort, „verlange ich, daß Blondeau in ein phrasenreiches Lob einbalsamirt werde. Ich nehme an, er sei todt. Es wäre an seiner Magerkeit, an seiner Blässe, an seiner Kälte, an seiner Menschheit und an seinem Geruche nicht viel zu ändern. Ich sage: Erudimini, qui judicatis terram. Hier liegt Blondeau, Blondeau die Nase, Blondeau nasica, der Ochse der Disciplin, bos disciplinae, der Satan des Appels. Er war steif, eckig, pünktlich, streng, rechtschaffen und abscheulich. Gott strich ihn aus, wie er mich ausgestrichen hat."

Marius sagte:

„Ich bin in Verzweiflung —"

„Junger Mann," unterbrach ihn Laigle von Meaux

„das diene Ihnen zur Lehre. In Zukunft seien Sie pünktlich."

„Ich bitte Sie wahrlich tausendmal um Entschuldigung."

„Setzen Sie sich nicht mehr der Gefahr aus, Ihren Nächsten gestrichen zu sehen."

„Ich bin in Verzweiflung."

Laigle brach in lautes Lachen aus.

„Ich bin entzückt. Ich stand mit auf dem schlüpfrigen Abhang, Advocat zu werden. Diese Ausstreichung rettet mich. Ich verzichte auf die Triumphe der Gerichtsschranken. Ich werde die Wittwe nicht vertheidigen und die Waise nicht angreifen. Meine Ausstreichung ist erlangt. Ihnen verdanke ich sie, Herr Pontmercy. Ich beabsichtige, Ihnen einen feierlichen Danksagungsbesuch zu machen.

„Wo wohnen Sie?"

„In diesem Cabriolet," sagte Marius.

„Ein Zeichen des Reichthums," entgegnete Laigle ruhig. „Ich wünsche Ihnen Glück dazu. Sie haben da eine Wohnung für 9000 Francs Miethe jährlich."

In diesem Augenblick trat Courfeyrac aus dem Café.

Marius lächelte traurig.

„Ich befinde mich seit zwei Stunden in dieser Wohnung und sehne mich darnach, sie zu verlassen; aber das ist so eine Geschichte; ich weiß nicht, wohin ich gehen soll."

„Mein Herr," sagte Courfeyrac, „kommen Sie zu mir."

„Ich würde den Vorrang haben," bemerkte Laigle," aber ich habe keine Heimath."

„Schweig, Bossuet," entgegnete Courfeyrac.

„Bossuet?" sagte Marius." Aber mir scheint, Sie nannten sich Laigle."

„Von Meaux," entgegnete Laigle; „als Umschreibung Bossuet."

Courfeyrac stieg in das Cabriolet.

„Kutscher," sagte er, „Hôtel de la Porte St. Jacques."

Am Abend war Marius in einem Zimmer des Hôtel de la Porte St. Jacques, Thür an Thür mit Courfeyrac einquartirt.

III.

Marius' Erstaunen.

Nach einigen Tagen schon war Marius der Freund Courfeyrac's. Die Jugend ist die Zeit schneller Löthungen und rascher Vernarbungen. Marius athmete in der Nähe von Courfeyrac frei, etwas ziemlich Neues für ihn. Courfeyrac richtete keine Fragen an ihn. Er dachte nicht einmal daran. In diesen Jahren sagen die Gesichter gleich Alles. Worte sind nutzlos. Es giebt junge Leute, von denen man sagen könnte, ihre Physiognomie sei schwatzhaft. Man sieht sich an, man kennt sich.

Eines Morgens jedoch richtete Courfeyrac plötzlich die Frage an ihn:

„Apropos, haben Sie eine politische Meinung?"

„O!" sagte Marius beinahe verletzt durch eine solche Frage.

„Was sind Sie denn?"

„Bonapartistischer Demokrat."

„Mausegrau," sagte Courfeyrac.

Am nächsten Tage führte Courfeyrac seinen Freund Marius im Café Musain ein; dann flüsterte er ihm

lächelnd in das Ohr: „Ich muß Sie mit der Revolution bekannt machen. Dann nahm er ihn mit in das Zimmer der Freunde des ABC. Er stellte ihn hier den andern Cameraden vor, indem er mit leiser Stimme die einfache Aeußerung machte, die Marius nicht verstand: „Ein Zögling."

Marius war in ein geistreiches Wespennest gefallen. Uebrigens war er, wenn auch schweigsam und ernst, weder der am wenigstens Beflügelte, noch der am mindesten Bewaffnete.

Marius, der bisher einsam gelebt hatte und sich zu dem Monologe und dem Abgesonderten aus Gewohnheit und aus Neigung bekannte, fühlte sich etwas eingeschüchtert durch das Schwärmen der jungen Leute um ihn her. Alle kamen ihm zugleich entgegen und nahmen ihn in Anspruch. Das Hin und Her aller dieser freien, in der Arbeit begriffenen Geister machte seine Gedanken wirbeln. Zuweilen verirrten sie sich so weit von ihm, daß er Mühe hatte, sie wieder zu finden. Er hörte von Philosophie, Literatur, Kunst, Geschichte und Religion auf eine ganz unerwartete Weise sprechen. Er sah sonderbare Gestalten, und war nicht gewiß, ob er nicht vielleicht das Chaos erblickte. Indem er die Ansichten seines Großvaters aufgab, um die seines Vaters anzunehmen, glaubte er sich fest bestimmt zu haben; jetzt ahnte er voll Besorgniß, und ohne daß er es sich selbst zu gestehen wagte, daß dies noch nicht der Fall sei. Der Gesichtspunkt aller Dinge begann sich aufs Neue für ihn zu verrücken. Es fand in ihm eine eigenthümliche innere Umwälzumg statt, und er litt beinahe dadurch.

Es schien, als gebe es für diese jungen Leute keine „heiligen Dinge." Marius hörte, über Alles in einer eigenthümlichen Sprache reden, die seinen noch schüchternen Geist einengte.

Ein Theaterzettel verkündete ein Trauerspiel des alten sogenannten classischen Repertoirs.

„Nieder mit dem Trauerspiel der bürgerlichen Kost," rief Bahorel. Und Marius vernahm darauf Combeferre's Antwort:

„Du hast Unrecht, Bahorel, das Bürgerthum liebt das Trauerspiel, und man muß es in dieser Beziehung in Ruhe lassen. Das Trauerspiel in der Perrücke hat Recht, zu sein, und ich gehöre nicht zu denen, welche ihm dieses Recht der Existenz streitig machen. Es giebt in der Natur Entwürfe und in der Schöpfung Parodien; ein Schnabel, der kein Schnabel ist, Flügel, die keine Flügel sind, Flossen, die keine Flossen sind, Pfoten, die keine Pfoten sind, ein Schmerzensschrei, über den man lachen möchte, das ist die Ente. Da nun dieses Geflügel neben dem Vogel existirt, sehe ich nicht ein, weshalb nicht auch die classische Tragödie neben der antiken Tragödie existiren sollte."

Durch dergleichen Redensarten und mehrere andere von ganz verschiedener Art, die Marius in dieser Gesellschaft hörte, gerieth er in immer größeres Erstaunen. Ganz besonders fiel es ihm auf, daß keiner von all den jungen Leuten sagte: der Kaiser. Nur Jean Prouvaire allein sagte zuweilen: Napoleon. Alle Andern sagten: Bonaparte! Enjolras sprach den Namen Buonaparte aus.

Marius dachte auf unklare Weise: Initium sapientiae.

IV.

Das Hinterzimmer des Café Musain.

Eine der Unterhaltungen zwischen diesen jungen Leuten, denen Marius beiwohnte und in die er sich zuweilen mischte, war eine wahrhafte Erschütterung für seinen Geist. Dies trug sich im Hinterzimmer des Café Musain zu. Beinahe alle Freunde des ABC waren an diesem Abend hier versammelt. Die Hängelampe war feierlich angezündet worden. Man sprach von diesen und jenen Dingen ohne Leidenschaft und mit Lärm. Ausgenommen Enjolras und Marius, welche schwiegen, sprach Jeder, indem er sich ein wenig vom Zufall leiten ließ. Plaudereien zwischen Kameraden sind zuweilen solche friedliche Tumulte. Es war daher ein Spiel und ein Gewirr, wie eine Unterredung. Es wurden Aeußerungen gemacht, die man aufgriff. Man plauderte in allen vier Ecken. Kein weibliches Wesen wurde in dieses Hinterzimmer eingelassen, ausgenommen Louison, die Geschirrwäscherin des Kaffeehauses, welche von Zeit zu Zeit hindurch kam, um aus dem Aufwaschzimmer nach dem Laboratorium zu gehen.

Grantaire, der vollkommen berauscht war, betäubte die Ecke, der er sich bemächtigt hatte, und aus voller Kehle Unsinn schwatzend rief er: „ich habe Durst! Sterbliche, ich träume, daß das Heidelberger Faß einen Schlaganfall bekommt und daß ich zu den Dutzend Blutigeln gehöre, die ihm angesetzt werden. Ich möchte trinken. Ich wünsche das Leben zu vergessen. Das Leben ist eine abscheuliche Erfindung, ich weiß nicht von wem, dauert mich und taugt nichts. Man bricht sich das Genick um zu leben. Das Leben ist

eine Dekoration mit wenigen praktikabeln Ausgängen. Das Glück ist ein alter und auf einer Seite bemalter Rahmen. Der Kirchenvater sagt: Alles ist eitel; ich denke so wie dieser gute Alte, der vielleicht nie existirt hat. Die Null, welche nicht ganz nackt gehen wollte, bekleidete sich mit Eitelkeit. O Eitelkeit! Ausflickung mit großen Worten! Eine Küche ist ein Laboratorium, ein Tänzer ist ein Professor, ein Seiltänzer ist ein Gymnastiker, ein Boxer ist ein Faustkämpfer, ein Apotheker ist ein Chemiker, ein Perrückenmacher ist ein Künstler, ein Kalkeinrührer ist ein Architekt. Die Eitelkeit hat einen Gegensatz und einen Ort; der Ort ist einfältig, es ist der Neger mit seinem Glasschmuck; der Gegensatz ist dumm, es ist der Philosoph mit seinem Puder. Ich weine über den Einen und lache über den Andern. Was man Ehre und Würde nennt und selbst Ehre und Würde ist im Allgemeinen nichts als Goldleim. Die Könige spielen mit dem menschlichen Stolze. Caligula machte ein Pferd zum Consul; Carl II. einen Lendenbraten zum Ritter. Der innere Werth der Leute ist gern achtungswerther. Man höre nur, welches Lob der Nachbar von dem Nachbar spricht. Schade, daß ich ein unwissender Mensch bin, denn ich würde Euch sonst eine Menge Dinge als Beispiele anführen; aber ich weiß nichts. So viel von mir selbst; was Euch Andere betrifft, so seid Ihr eben so viel werth wie ich."

Auf ähnliche Weise fuhr Grantaire fort zu schwatzen, indem er vom Hundertsten auf das Tausendste übersprang.

„Ich sage Euch," rief er zuletzt, „ich bin ein Wollüstling; ich esse für vierzig Sous zu Mittag und ich bedarf der persischen Teppiche, um darauf die nackte Kleopatra umherzuwälzen. Wo ist Kleopatra! O, Du bist es, Louison. Guten Abend."

Mit diesen Worten erfaßte Grantaire, der mehr als

betrunken war, die Geschirrwäscherin, die eben durch das Hinterzimmer des Kaffeehauses ging.

Bossuet streckte die Hand gegen ihn aus und wollte ihm Stillschweigen gebieten. Grantaire entgegnete:

„Aigle von Meaux, nieder mit den Krallen! Du richtest damit bei mir nichts aus! Ich spreche Dich frei davon mich zu beruhigen. Uebrigens bin ich traurig. Der Mensch ist fehlerhaft, ist mißgestaltet; der Schmetterling ist gelungen, der Mensch mißlungen. Gott hat das Thier verfehlt. Der erste beste ist ein Elender. Ja, ich habe den Spleen; ich bin hypocondrisch, ich rase, ich gähne, ich langweile mich, ich werde dumm! Gott möge zum Teufel gehen!"

„Still doch, Grantaire!" entgegnete Bossuet, der damit beschäftigt war, eine wichtige Rechtsfrage auseinander zu setzen.

Dicht neben Grantaire auf einem Tische, an dem es sehr schweigsam zuging, verrieth ein Blatt Papier, ein Dintenfaß und eine Feder zwischen zwei Personen, daß hier ein Vaudeville entworfen wurde. Diese wichtige Angelegenheit wurde mit leiser Stimme verhandelt und die beiden in der Arbeit begriffenen Köpfe berührten sich.

„Zuerst die Namen. Wenn man die Namen hat, so findet man schon den Stoff."

„Richtig. Diktire. Ich schreibe."

„Herr Dorimon."

„Rentier."

„Ohne Zweifel."

„Seine Tochter, Cölestine."

„—tine. Weiter!"

„Der Oberst Sainval."

„Sainval ist abgenutzt. Ich werde Valsin sagen."

Neben den Vaudevilledichtern befand sich eine andere Gruppe, die ebenfalls den allgemein Lärm benutzte, um leise

über ein Duell zu sprechen; ein Alter, dreißig Jahre, mit einem Jüngeren, achtzehn Jahr, der ihn erklärte, mit welchem Gegner er es zu thun hatte.

„Der Teufel! Mißtrauen Sie ihm. Er ist ein tüchtiger Degen; seine Art ist scharf. Er macht keine vergeblichen Finten; ruhig, gelenk, ungestüme Schnelligkeit, richtige Paraden und stößt mathematisch nach! Dabei ist er linkhändisch!"

In der Grantaire gegenüberliegenden Ecke spielten Joly und Bahorel Domino und sprachen von Liebe.

„Du bist glücklich," sagte Joly. „Du hast eine Maitresse die beständig lacht."

„Das ist ein Fehler," erwiederte Bahorel. „Die Maitresse, die man hat, thut nie recht daran, zu lachen. Das ermuthigt dazu, sie zu betrügen. Wenn man sie heiter sieht, so raubt einem das die Ruhe; sieht man sie traurig, so macht man sich daraus ein Gewissen."

„Undankbarer! Ein lachendes Weib ist so schön! Und Ihr zankt Euch niemals?"

‚Das kommt von dem Vertrage her, den wir mit einander geschlossen haben. Indem wir unsere kleine heilige Alliance abmachten, haben wir uns von beiden Seiten unsere Grenze bezeichnet, die wir nie überschreiten. Was unter dem Winde liegt gehört Band, was über dem Winde liegt Gex. Damit kommt der Friede."

„Der Friede, das ist das verdauende Glück."

„Und Du, Jolllly, wie steht es mit Deinem Zanke mit Fräulein — Du weißt schon, wen ich meine."

„Sie schmollt mir mit grausamer Geduld."

„Du bist indeß doch ein Liebhaber, der durch seine Magerkeit rühren sollte."

„Ach leider!"

„An Deiner Stelle würde ich sie sitzen lassen."

„Das ist leicht gesagt."

„Und auch leicht gethan. Heißt sie nicht Musichetta?"

„Ja. O, mein armer Bahorel, sie ist ein prächtiges Mädchen. Sehr gebildet, kleine Füße, kleine Hände, zieht sich gut an, ist weiß, rund, mit Augen wie eine Kartenschlägerin. Ich bin wahnsinnig in sie verliebt."

„Mein Lieber, dann mußt Du ihr gefallen, elegant sein. Kauf Dir bei Staub einen schönen Anzug, das wirkt."

„Wie theuer?" schrie Grantaire.

Die dritte Ecke war die Beute eines poetischen Streites. Die heidnische Mythologie stieß hier mit der christlichen zusammen. Es handelte sich um den Olymp, dessen Partei Jean Prouvaire in romantischer Stimmung nahm. Jean Prouvaire war nur in der Ruhe schüchtern. Einmal aufgeregt brach er los und eine Art von Lustigkeit begleitete dann seinen Enthusiasmus. Er war zugleich lachend und lyrisch.

„Schmähen wir die Götter nicht," sagte er. „Die Götter sind vielleicht noch nicht verschwunden. Jupiter macht auf mich nicht die Wirkung eines Todten. Die Götter sind Träume, sagt Ihr? Nun gut, selbst in der Natur, wie sie jetzt gestaltet ist, findet man die großen heidnischen Mythen wieder. Dieser oder jener Berg sieht aus wie eine Citadelle. Es ist nicht bewiesen, daß Pan während der Nacht in irgend einen alten Weidenstamm bläst, indem er wechselweise die Löcher mit seinen Fingern zuhält."

In der letzten Ecke sprach man von Politik. Man tadelte die octroyirte Charte. Combeferre vertheidigte sich schwach. Courfeyrac schoß kräftig Bresche dagegen. Auf den Tisch lag ein unglückseliges Exemplar der berüchtigten Charte-Touquet. Courfeyrac hatte sie ergriffen und begleitete seine Argumente mit dem Knittern dieses Blattes Papier.

„Zuerst," sagte er, „will ich keinen König. Wäre es auch nur aus dem ökonomischen Gesichtspunkte. Ein König ist ein Parasit. Man hat keinen König umsonst. Hört nur

das: Theurung durch die Könige. Bei dem Tode Franz I. betrug die öffentliche Schuld Frankreichs dreißigtausend Livres Rente; Bei dem Tode Ludwig XIV. war sie auf zwei Milliarden sechshundert Millionen gewachsen, was 1760 nach Desmarets eine Milliarde fünfhundert Millionen, und was jetzt zwölf Milliarden betragen würde. Zweitens ist eine octroyirte Charte ein schlechtes Mittel der Civilisation. Denn die Umwandlung zu ersparen, die Veränderung zu mildern, den Uebergang zu verringern, unmerklich von der Monarchie zur Demokratie, durch die Praxis konstitutioneller Einbildungen überzugehen, das Alles sind verabscheuungswerthe Gründe.

Nein, nein! klären wir das Volk nicht durch falsches Licht auf. Kein Bastardgewächs, kein Compromiß, kein octroyirtes Geschenk des Königs an das Volk. Ich weise Eure Charte geradewegs zurück. Eine Charte ist eine Maske, die die Lüge verbirgt. Ein Volk, das eine Charte annimmt, entsagt seinem Rechte. Das Recht ist nur Recht, wenn es vollständig ist."

Man war im Winter. Zwei Reisigbündel brannten in dem Kamin. Das war verlockend. Courfeyrac konnte nicht wiederstehen. Er drückte die arme Charte-Touquet zusammen und warf sie in das Feuer. Das Papier flammte auf. Combeferre sah philosophisch dieses Meisterwerk Ludwig XVIII. verbrennen und begnügte sich, zu sagen;

„Die Charte in Flammen verwandelt."

Und Spöttereien, büßende Ausfälle, Quodlibets, guter und schlechter Geschmack, gute und schlechte Gründe, wie Irrlichter des Dialogs, die zugleich von allen Seiten des Saales aufstiegen und sich kreuzten, bildeten über den Köpfen eine Art von lustigem Bombardement.

V.

Erweiterung des Horizont's.

Die Zusammenstöße junger Geister unter sich haben das Bewundernswürdige, daß man nie den Funken voraussehen, noch den Blitz errathen kann. Was wird die nächste Minute bringen? Man weiß es nicht. Ein Austausch des Gelächters entsteht durch Rührung. In dem komischen Augenblick zieht der Ernst ein. Die Impulse hängen von dem ersten besten Worte ab. Ein Scherz genügt, um den Unerwarteten das Feld zu öffnen. Der Zufall ist der Maschinist von dergleichen Unterhaltungen. Ein ernster Gedanke, der aus einem Wortgefecht hervortönte, durchzuckte plötzlich die Versammlung.

Mitten unter dem Getöse beendet Bossuet plötzlich einen Satz, den er gegen Combeferre, mit den Worten aussprach: „Am 18. Juni 1815; Waterloo.“

Bei den Namen Waterloo nahm Marius, der neben einem Glase Wasser an einem Tische saß, die Hand unter dem Kinne fort und begann starr auf das Auditorium zu blicken.

„Pardieu,“ rief Courfeyrac, „die Zahl 18 ist eigenthümlich und fällt mir auf; Es ist die verhängnißvolle Zahl Bonaparte's. Setzt Ludwig davor und Brumaire dahinter und Ihr habt das ganze Geschick des Mannes mit der ausdrucksvollen Eigenthümlichkeit, daß dabei der Anfang von dem Ende einen Fußtritt bekommt.“

Enjolras, der bisher stumm gewesen war, brach das Schweigen, indem er zu Courfeyrac sagte:

„Du meinst das Verbrechen durch die Sühnung.“

Das Wort Verbrechen überschritt das Maß, welches Marius annehmen konnte, der durch die plötzliche Nennung von Waterloo schon sehr aufgeregt war.

Er stand auf, ging langsam zu der Karte von Frankreich, die an der Wand hing und an deren unteren Seite man eine Insel in einer besondern Abtheilung sah; er legte den Finger auf diese Abtheilung und sagte:

„Corsica. Eine kleine Insel, welche Frankreich sehr groß gemacht hat.“

Das war ein eiskalter Hauch. Alle unterbrachen sich. Man fühlte, daß irgend Etwas im Anzuge war.

Bahorel, der sich mit Bossuet stritt und eben eine eigenthümliche imposante Stellung annehmen wollte, verzichtete darauf um zu hören.

Enjolras, dessen blaues Auge sich auf Niemand richtete und in die Weite zu blicken schien, antwortete, ohne Marius anzusehen:

„Frankreich bedarf keines Corsen, um groß zu sein. Frankreich ist groß, weil es Frankreich ist.“

Marius empfand keine Lust, zurückzutreten; er wandte sich gegen Enjolras und seine Stimme ertönte mit einem Beben, welches aus dem Zittern seines innersten Wesens herrührte.

„Wolle Gott nicht, daß ich Frankreich verkleinere!“ rief er. „Aber es heißt nicht, es verkleinern, wenn man es mit Napoleon amalgamirt. Sprechen wir darüber. Ich bin ein Neuling unter Euch, aber ich gestehe Euch, daß Ihr mich in Verwunderung setzt. Wo sind wir? Wer sind wir? Wer seid Ihr? Wer bin ich? Erklären wir uns über den Kaiser. Ich höre Euch Buonaparte sagen, indem Ihr das u betont wie die Royalisten. Ich mache Euch darauf aufmerksam, daß mein Großvater noch weiter geht. Er sagte Buonaparté. Ich hielt Euch für junge Leute. Worin setzt Ihr denn Euren Enthusiasmus? Was macht Ihr damit? Wen bewundert Ihr, wenn Ihr den Kaiser nicht

bewundert? Und was braucht Ihr noch mehr? Wenn Ihr diesen großen Mann nicht wollt, welche großen Männer wollt Ihr dann? Er besaß Alles; er war vollständig. Er hatte in seinem Gehirn das Maß aller menschlichen Fähigkeiten. Er erließ Gesetzbücher wie Justinian; er dictirte wie Cäsar; sein Gespräch mischte die Blitze Pascals mit den Donnerschlägen des Tacitus; er machte die Geschichte und er schrieb sie; seine Bulletins sind Iliaden; er ließ im Orient Worte hinter sich, die größer waren wie die Pyramiden, und in Tilsit lehrte er den Kaisern die Majestät; in der Akademie der Wissenschaften antwortete er Laplace, in dem Staatsrath bot er Merlin die Spitze; er er war Gesetzgeber mit den Procuratoren und Sternenkenner mit den Astronomen; wie Cromwell von zwei Lichtern eins ausblies, so ging er nach dem Tempel, um Vorhangsquasten zu kaufen; er sah Alles, wußte Alles, was ihn jedoch nicht abhielt, an der Wiege seines Kindes heiter zu lächeln. Plötzlich lauschte denn das erschrockene Europa. Heere setzten sich in Marsch, Artillerieparcs rollten dahin, Pontonbrücken legten sich über die Flüsse, Schwärme von Kavalerie galoppirten durch den Sturm, Geschrei, Trompeten, zitternde Throne überall; die Grenzen der Königreiche schwankten auf der Karte. Man hörte das Rasseln eines übermenschlichen Schwertes, das aus der Scheide gerissen wurde; man sah wie er hoch aufgerichtet an dem Horizont es flammend in der Hand schwang und mit Blitzen in seinen Augen unter Donnerschlägen seine beiden Flügel entfaltete: Die große Armee und die alte Garde, und er wurden Erzengel des Krieges!"

Alle schwiegen und Enjolras senkte den Kopf. Das Schweigen bringt stets einige Wirkung der Zustimmung hervor. Und Marius fuhr beinahe ohne Athem zu schöpfen mit wachsendem Enthusiasmus fort:

„Laßt uns gerecht sein, meine Freunde! Das Kaiser-

reich eines solchen Kaisers zu sein, welch ein glänzendes Geschick für ein Volk, wenn dieses Volk das französische ist und sein eigenes Genie dem Genie dieses großen Mannes hinzufügt! Erscheinen und herrschen, marschiren und triumphiren, zu Etappen alle Hauptstädte haben, aus seinen Grenadieren Könige machen, über den Sturz der Dynastien verfügen, Europa im Sturmschritt umzugestalten, das Volk eines Mannes sein, welcher bei jeder Morgenröthe eine gewonnene Schlacht verkündet, durch die Kanonen der Invaliden am Morgen erweckt zu werden, in die Abgründe des Lichts Worte zu schleudern, welche für ewige Zeiten leben; Marengo, Arcole, Austerlitz, Jena, Wagram, das französische Kaiserreich zum Gegenstück des römischen Kaiserreichs zu erheben, die große Nation zu sein und die große Armee zu schaffen; — nach allen Richtungen der Erde seine Legionen zu senden, zu siegen, zu herrschen, niederzuschmettern, in Europa eine Art von Volk zu sein, das durch Ruhm vergoldet ist, durch die Geschichte eine Fanfare von Titanen ertönen zu lassen, die Welt zwei Mal zu erorbern: durch den Sieg und durch die Verblendung, das ist erhaben! Was giebt es noch Größeres?"

„Frei zu sein!" sagte Combeferre.

Marius senkte jetzt seinerseits den Kopf. Dieses einfache kalte Wort hatte gleich einer stählernen Klinge seine epische Aufregung durchbohrt und er fühlte sie in sich schwinden. Als er die Augen erhob, war Combeferre nicht mehr da. Wahrscheinlich befriedigt durch seine Entgegnung auf die Apotheose war er gegangen und Alle, ausgenommen Enjolras waren ihm gefolgt. Das Zimmer war leer, Enjolras, der allein mit Marius geblieben war, sah diesen ernst an. Marius, der seine Gedanken ein wenig wieder gesammelt hatte, hielt sich indeß noch nicht für geschlagen; seine Aufregung währte noch fort und er wollte ihr ohne Zweifel gegen Enjolras Luft machen, als man plötzlich auf der Treppe

Einen der Entfernenden singen hörte. Es war Combeferre der sang:

Wollt' Cäsar mir geben
Den Ruhm und den Krieg
Und ich sollt verzichten
Auf meiner Mutter Lieb',
So sagt ich dem Cäsar:
Behalt' Deinen Scepter und Glanz:
Mehr lieb' ich die Mutter, juchheh!
Mehr lieb' ich die Mutter.

Der zugleich zärtliche und wilde Ausdruck, mit welchem Combeferre sang, verlieh diesem Liedchen eine eigenthümliche Größe. Marius richtete nachdenkend das Auge an die Decke und wiederholte beinahe maschinenmäßig:

„Meine Mutter!“

In diesem Augenblick fühlte er die Hand Enjolras' auf seiner Schulter.

„Bürger,“ sagte Enjolras, „meine Mutter, das ist die Republik.“

VI.

Res angusta.

Dieser Abend hinterließ in Marius Seele eine tiefe Erschütterung, eine dumpfe Trauer. Er empfand, was die Erde in dem Augenblicke empfindet, in welchem man sie mit dem Eisen öffnet, um in ihren Schooß das Saatkorn zu

legen; sie fühlt nur ihre Wunde; das Leben des Keimes und die Freude der Frucht folgen erst später.

Marius war finster. Kaum hatte er sich einen Glauben gebildet; sollte er ihn denn schon wieder verwerfen? Er sagte sich selbst, daß das nicht sein dürfe. Er erklärte sich, daß er nicht zweifeln wollte und begann dennoch unwillkürlich zu zweifeln. Zwischen zwei Religionen zu stehen deren eine man noch nicht verlassen hat, während man die andere noch nicht annahm, das ist unerträglich; die Dämmerung gefällt nur den Fledermäuslern. Marius war ein offenes Auge und er bedurfte des wahren Lichtes. Das Halbdunkel des Zweifels that ihm wehe. Wie groß auch sein Verlangen war, da zu bleiben, wo er stand, und sich daran zu halten, war er doch unbesieglich gezwungen, weiter zu schreiten, zu prüfen, zu denken, vorwärts zu gehen. Wohin mußte ihn das führen? Er fürchtete, nachdem er so viele Schritte gethan hatte, die ihn seinem Vater näherten jetzt andere zu thun, die ihn von demselben wieder entfernten. Sein Unbehagen wuchs durch alle die Betrachtungen, die er anstellte. Rings um ihn her zeigten sich steile Höhen. Er war weder mit seinem Großvater noch mit seinen Freunden in Uebereinstimmung; verwegen für den Einen, zurück hinter den Andern; er erkannte sich für doppelt isolirt, auf der Seite des Alters und auf der der Jugend. Er ging nicht mehr nach dem Café Musain.

Bei der Unruhe, in welcher sich sein Gewissen befnad, dachte er auch nicht mehr an gewisse ernste Seiten der Existenz. Die Wirklichkeiten des Lebens lassen sich aber nicht vergessen. Sie versetzten ihm plötzlich ihren harten Stoß.

Eines Morgens trat der Wirth in Marius Stube und sagte:

„Herr Courfeyrac hat für Sie gut gesagt."

„Ja."

„Aber ich brauche Geld."

„Bitten Sie Courfeyrac, zu mir zu kommen," sagte Marius.

Als Courfeyrac gekommen war, verließ sie der Wirth. Marius erzählte ihm, was er ihm bisher zu sagen vergessen hatte, daß er gleichsam allein in der Welt stehe und keine Eltern mehr hätte.

„Was soll aus Ihnen werden?" fragte Courfeyrac.

„Ich weiß es nicht," entgegnete Marius.

„Was wollen Sie anfangen?"

„Ich weiß es nicht."

„Haben Sie Geld?"

„Funfzehn Francs."

„Soll ich Ihnen welches borgen?"

„Niemals."

„Haben Sie Kleidungsstücke?"

„Hier."

„Haben Sie Schmucksachen?"

„Eine Uhr."

„Eine silberne?

„Eine goldene. Hier ist sie."

„Ich kenne einen Trödler, der Ihnen Ihren Ueberrock und ein Beinkleid abnehmen wird."

„Gut."

„Sie werden nur noch ein Beinkleid, eine Weste, einen Hut und einen Rock haben."

„Und meine Stiefel."

„Wie! Sie wollen nicht barfuß gehen? Welch ein Reichthum!"

„Das wird genug sein."

„Ich kenne einen Uhrmacher, der Ihnen Ihre Uhr abkaufen wird."

„Gut."

„Nein, das ist nicht gut. Was werden Sie dann anfangen?"

„Alles, was sein muß; wenigstens alles Ehrliche."

„Sprechen Sie Englisch?"

„Nein."

„Sprechen Sie Deutsch."

„Nein."

„Desto schlimmer."

„Weshalb?"

„Weil einer meiner Freunde, ein Buchhändler, eine Art von Encyklopädie herausgiebt, für welche Sie englische oder deutsche Artikel hätten übersetzen können."

„Ich werde das Englische und das Deutsche lernen."

„Und bis dahin?"

„Bis dahin verzehre ich meine Kleidungsstücke und meine Uhr."

Man ließ den Tröbler kommen; er bezahlte für die Sachen zwanzig Francs. Man ging zu dem Uhrmacher. Er kaufte die Uhr für fünfundvierzig Francs.

„Das ist nicht schlecht," sagte Marius zu Courfeyrac indem er in das Hotel zurückkehrte. „Mit meinen fünfzehn Francs macht das achtzig Francs."

„Und die Rechnung im Hotel?" bemerkte Courfeyrac.

„Daran dachte ich nicht," entgegnete Marius.

Der Wirth brachte seine Rechnung, welche auf der Stelle bezahlt werden mußte. Sie betrug siebzig Francs.

„Es bleiben mir noch zehn Francs," sagte Marius.

„Der Teufel," sagte Courfeyrac, „Sie werden fünf Francs verthun, während Sie das Englische lernen, und fünf Francs, während Sie das Deutsche lernen. Das heißt eine Sprache sehr rasch erlernen und fünf Francs sehr langsam ausgeben."

Indeß hatte die Tante Gillenormand, die im Grunde genommen bei traurigen Gelegenheiten eine ziemlich gute Person war, endlich Marius Wohnung ausfindig gemacht.

Eines Morgens, als Marius aus der Rechtsschule

zurückkehrte, fand er einen Brief seiner Tante und die sechszig Pistolen, das heißt sechshundert Francs in Gold, in einem versiegelten Kästchen.

Marius schickte die dreißig Louisd'or an seine Tante mit einem achtungsvollen Briefe zurück, in welchem er erklärte, daß er Existenzmittel hätte, und künftig alle seine Bedürfnisse bestreiten könnte. Es blieben ihn in diesem Augenblicke drei Francs.

Die Tante unterrichtete den Großvater nicht von dieser Weigerung, aus Furcht, ihn vollends außer sich zu bringen. Hatte er nicht überdies gesagt: „Daß man mir nie wieder von diesem Blutsauger spreche!"

Marius verließ das Hotel de la Porte St. Jacques, da er sich dort nicht in Schulden stürzen wollte.

Marius.

Fünftes Buch.

Lichtseiten des Unglücks.

I.

Marius in Noth.

Das Leben wurde hart für Marius. Seine Kleidungsstücke und seine Uhr zu verzehren, das war nichts. Er nagte, wie man zu sagen pflegt, an dem Hungertuche. Das ist etwas Entsetzliches, was Tage ohne Brod, Nächte ohne Schlaf, Abende ohne Licht, Ofen ohne Feuer, Wochen ohne Arbeit, Zukunft ohne Hoffnung, Löcher in den Ellenbogen, einen alten Hut, über den die jungen Mädchen lachen, eine Thür, die man Abends verschlossen findet, weil man seine Miethe nicht bezahlt hat, die Unverschämtheit des Thürhüters und des Garkochs, den Spott der Nachbarn, die Demüthigungen, den Widerwillen, die Bitterkeit, die Niedergeschlagenheit bedeutet. Marius lernte das Alles verschlucken, und erfuhr, wie das oft das Einzige ist, was man zu schlucken hat. In diesem Augenblicke des Lebens, wo der Mensch des Stolzes bedarf, weil er das Bedürfniß der Liebe empfindet, fühlte er sich verspottet, weil er schlecht gekleidet, und lächerlich, weil er arm war. In dem Alter, in welchem die Jugend das Herz mit königlichem Stolze schwillt,

senkte er mehr als einmal seine Augen auf seine durchlöcherten Stiefel und lernte die ungerechte Schande und das schmerzliche Erröthen des Elends kennen. Bewunderswerthe und furchtbare Prüfung, aus welcher die Schwachen als Nichtswürdige, die Starken aber erhaben hervorgehen. Eine Höhle, in welche das Geschick einen Menschen wirft, so oft sie einen Schuft oder einen Halbgott haben will.

Denn es werden viele große Thaten in kleinen Kämpfen vollbracht. Es giebt härtnäckige und unbekannte Tapferkeit, welche sich Fuß bei Fuß in der Dunkelheit gegen die verhängnißvollen Fortschritte der Nothwendigkeit und der Schlechtigkeit vertheidigt. Edle und geheimnißvolle Triumphe, die kein Blick sieht, die kein Ruhm bezahlt, kein Trompetengeschmetter begrüßt. Das Leben, das Unglück, das Alleinstehen, die Verlassenheit, die Armuth sind Schlachtfelder, welche ihre Helden haben; unbekannte Helden, größer aber oft, wie die berühmten Helden.

Feste und seltene Naturen sind so geschaffen; das beinahe immer stiefmütterliche Elend wird zuweilen zur Mutter; die Entblößung gebiert die Kraft der Seele und des Geistes; die Noth ist die Amme des Stolzes; das Unglück ist eine nahrhafte Milch für die Großherzigen.

Es gab einen Augenblick in Marius Leben, wo er seine Bodenkammer kehrte, für einen Sou Boier-Käse bei der Höferin kaufte, die Abenddämmerung abwartete, um bei dem Bäcker ein Brod zu kaufen und es verstohlen nach seiner Bodenkammer zu tragen, als ob er es entwendet hätte. Zuweilen sah man in dem Fleischerladen an der Ecke mitten unter die geschwätzigen Köchinnen einen jungen linkischen Menschen schlüpfen, der Bücher unter dem Arme trug, schüchtern und wüthend aussah, der, indem er eintrat, den Hut vom Kopfe nahm, von welchem der Schweiß perlte, der verwunderten Fleischerin einen tiefen Gruß machte, dem

Fleischerburschen einen zweiten, eine Hammelcotelette verlangte, sie mit sechs oder sieben Sous bezahlte, sie in Papier wickelte, sie zwischen zwei Büchern unter den Arm nahm und wieder ging. Das war Marius. Von dieser Cotelette, die er selbst zubereitete, lebte er drei Tage.

Am ersten Tage aß er das Fleisch, am zweiten das Fett, und am dritten nagte er den Knochen ab.

Mehrmals machte die Tante Gillenormand Versuche, und schickte ihm die sechzig Pistolen. Marius schickte sie stets wieder zurück, indem er sagte, er brauche nichts.

Er trauerte noch um seinen Vater, als die Umwandlung, die wir beschrieben haben, mit ihm vorging. Seitdem hatte er den schwarzen Anzug nicht wieder abgelegt. Indessen wurden seine Kleidungsstücke ihm ungetreu. Es kam ein Tag, an welchem er keine mehr hatte. Die Beinkleider gingen noch allenfalls an. Was sollte er machen? Courfeyrac, dem er einige Dienste geleistet hatte, gab ihm einen alten Rock. Für dreißig Sous ließ Marius den Rock durch irgend einen Portier wenden, so daß er wieder neu wurde. Aber der Rock war grün. Nun ging Marius erst mit Anbruch des Abends aus. Dadurch sah sein Rock schwarz aus. Da er stets in Trauer gehen wollte, kleidete er sich in der Nacht an.

Bei alledem wurde er Advocat. Man glaubte, er bewohnte ein Zimmer mit Courfeyrac, welches anständig war, und in dem eine Anzahl von Büchern der Rechtsgelehrsamkeit, die durch einige Bände Romane vervollständigt wurden, eine Bibliothek darstellten, wie die Vorschriften dies verlangten. Er ließ seine Briefe an Courfeyrac adressiren.

Als Marius Advocat geworden war, setzte er seinen Großvater davon durch einen kalten, aber ehrerbietigen und achtungsvollen Brief in Kenntniß.

Herr Gillenormand nahm den Brief zitternd in die Hand, las ihn und warf ihn zerrissen in den Papierkorb.

Zwei oder drei Tage darauf hörte Fräulein Gillenormand ihren Vater, der allein in seinem Zimmer war, laut mit sich selbst sprechen. Dies begegnete ihm, so oft er sehr aufgeregt war. Sie lauschte. Der Greis sagte: „Wärst Du nicht ein Dummkopf, so würdest Du wissen, daß man nicht zu gleicher Zeit Baron und Advocat sein kann.“

II.

Marius arm.

Es ist mit dem Elend, wie mit allem Andern. Es wird zuletzt möglich. Es nimmt endlich eine Gestalt an. Man vegetirt, das heißt, man entwickelt sich auf eine klägliche, aber für das Leben doch hinreichende Weise. Die Existenz unseres Marius Pontmercy hatte sich auf die folgende Weise geordnet:

Er war aus der größten Noth heraus: die Aussichten öffneten sich vor ihm ein wenig. Durch Arbeit mit Ausdauer und festem Willen war es ihm gelungen, siebenhundert Francs jährlich durch seine Arbeit zu verdienen. Er hatte das Deutsche und das Englische gelernt; Dank Courfeyrac, der ihn mit seinem Freunde dem Buchhändler in Verbindung brachte, erfüllte Marius in der buchhändlerischen Literatur die bescheidene Rolle eines Nützlichen. Er schrieb Prospecte, übersetzte aus Zeitungen, machte Anmerkungen zu den Ausgaben, compilirte Biographien u. s. w. u. s. w., und ein Jahr in das andere gerechnet trug ihm

das siebenhundert Francs ein. Davon lebte er. Wie? Nicht schlecht. Wir wollen es beschreiben.

Marius bewohnte in der Baracke Gorbeau für den jährlichen Preis von dreißig Francs ein Loch ohne Kamin, welches Kabinet genannt wurde, und das nur mit den allerunentbehrlichsten Möbeln versehen war. Diese Möbel gehörten ihm. Er gab der alten Hauptmietherin monatlich 3 Francs dafür, daß sie seine Kammer reinigte, und ihm jeden Morgen ein wenig warmes Wasser, ein frisches Ei und ein Brödchen für einen Sou brachte. Dieses Brödchen und dieses Ei bildeten sein Frühstück. Der Preis des Frühstücks wechselte, je nachdem die Eier wohlfeiler oder theurer waren, zwischen zwei und vier Sous. Um sechs Uhr Abends ging er nach der Rue St. Jacques um bei Rousseau zu essen. Er aß keine Suppe. Er nahm eine Portion Fleisch für sechs Sous, eine halbe Portion Gemüse für drei Sous und ein Dessert für drei Sous. Dann wieder für drei Sous Brod nach Belieben. Was den Wein betrifft, so trank er Wasser. Indem er in dem Comptoir bezahlte, in welchem majestätisch Madame Rosseau thronte, die damals schon wohlbeleibt und noch frisch war, gab er dem Garcon einen Sou, und Madame Rosseau schenkte ihm dafür ein Lächeln. Darauf ging er. Für sechszehn Sous bekam er so ein Mittagessen und ein Lächeln.

Dieser Speisewirth Rousseau, bei dem man so wenige Flaschen und so viele Caraffen leerte, hatte einen schönen Beinamen; er hieß Rousseau, der Wassermann.

Also Frühstück vier Sous, Mittagessen sechszehn Sous, kostete seine Nahrung Marius täglich zwanzig Sous, was jährlich drei hundert fünfundsechzig Francs betrug. Dem rechne man die dreißig Francs und die sechsunddreißig Francs für die alte Aufwärterin, sowie einige kleine Ausgaben hinzu, so hatte Marius für vierhundert und funfzig Francs Woh-

nung, Kost und Bedienung. Seine Kleidung kostete ihm hundert Francs, seine Wäsche funfzig Francs und das Waschen derselben ebenfalls funfzig Francs; Alles zusammen überschritt daher nicht sechshundert funfzig Francs. Es blieben ihm folglich funfzig Francs. Er war reich. Gelegentlich konnte er einem Freunde zehn Francs borgen. Courfeyrac lieh sogar einmal von ihm sechszig Francs. Was die Heizung betrifft, so hatte Marius sie „vereinfacht," da er keinen Kamin besaß.

Marius hatte jederzeit zwei vollständige Anzüge, einen alten für alle Tage und einen neuen für gewisse Gelegenheiten.' Beide Anzüge waren schwarz. Er hatte nur drei Hemden, eins am Leibe, das andere in der Kommode und das dritte bei der Wäscherin. Er kaufte sich neue in dem Maße, wie die alten sich abnutzten. Gewöhnlich waren sie zerrissen, weshalb er seinen Rock bis zum Kinn zuknöpfte.

Es hatte mehrerer Jahre gedauert, bis daß Marius in diesem blühenden Zustand kam. Harte Jahre, schwieriger die einen, um durchzukommen, die andern, um in die Höhe zu kommen. Marius hatte den Muth nicht einen einzigen Tag verloren. Er hatte sich Allem unterworfen in Beziehung auf Entbehrungen; er hatte Alles angefangen, nur keine Schulden gemacht. Er gab sich selbst das Zeugniß, daß er nie irgend Jemand einen Sou schuldig gewesen war. Für ihn war eine Schuld der Anfang der Sclaverei. Er sagte sich sogar, daß ein Gläubiger schlimmer ist, als ein Herr, denn der Herr besitzt nur die Person, ein Gläubiger aber besitzt auch die Ehre seines Schuldners und kann diese schmähen. Lieber aß er nicht, als daß er borgte. Er hatte viele Fastentage. Er fühlte, daß die Extreme sich berühren und daß, wenn man sich nicht vorsieht, das Sinken des Vermögenszustandes zu dem Sinken der Seele führen kann. Er wachte daher eifersüchtig über seinen Stolz. Manches Wort, jeder Schritt, der ihm in jeder andern Lage als eine

Nachgiebigkeit erschienen sein würde, kam ihm als eine Gemeinheit vor, und richtete er sich stolz empor. Er wagte nichts, da er nicht zurückweichen mochte. Auf seinem Gesicht trug er eine Art strenger Schamröthe. Er war schüchtern bis zum Abstoßenden.

Bei allen seinen Prüfungen fühlte er sich ermuthigt, und zuweilen selbst getragen durch eine geheime Kraft, die in ihm lag. Die Seele unterstützt den Körper und hebt ihn in gewissen Augenblicken empor. Sie ist der einzige Nagel, der seinen Käfig trägt.

Neben dem Namen seines Vaters war in Marius Herz noch ein anderer Name gegraben: der Name Thénardier. In seiner enthusiastischen und ernsten Natur umgab Marius mit einer Art von Heiligenschein den Mann, dem er seinem Glauben nach das Leben seines Vaters verdankte, jenem unerschrockenen Serganten, der den Obersten mitten unter dem Hagel der Kanonen= und der Musketenkugeln von Waterloo gerettet hatte. Er trennte das Andenken an diesen Menschen nie von dem Andenken an seinen Vater, und widmete beiden seine Verehrung. Es war eine Art von Cultus in zwei Abstufungen: der Hochaltar für den Obersten, der Nebenaltar für Thénardier. Was die Rührung seiner Dankbarkeit verdoppelte, war der Gedanke an das Unglück, dem Thénardier, wie er wußte, verfallen war. Marius hatte in Montfermeil die Verarmung und den Banquerott des unglücklichen Kneipenwirths erfahren. Seitdem hatte er unerhörte Anstrengungen gemacht, um Thénardier's Spur aufzufinden und in den dunklen Abgrund des Elends, in welchem er verschwunden war, zu ihm zu gelangen. Marius hatte das ganze Land durchsucht; er war nach Chelles, Bondy, Gournay, Nogent, Lagny gegangen. Drei Jahre lang beharrte er bei diesen Nachforschungen, und gab für dieselben das wenige Geld aus, das er ersparte. Niemand hatte ihm etwas über Thénardier zu sagen vermocht; man

glaubte, er sei in das Ausland gegangen. Seine Gläubiger hatten ihn ebenfalls gesucht, mit weniger Liebe, als Marius, aber mit eben so viel Ausdauer, hatten seiner aber nicht habhaft werden können. Marius beschuldigte sich selbst, daß seine Nachforschungen keinen Erfolg gehabt hatten. Es war die einzige Schuld, die der Oberst ihm hinterlassen hatte, und Marius hielt sich durch seine Ehre verpflichtet, sie zu bezahlen.

„Wie!" dachte er, „als mein Vater sterbend auf dem Schlachtfelde lag, wußte Thénardier ihn unter Pulverdampf und Kartätschenhagel aufzufinden, um ihn auf seinen Schultern hinweg zu tragen; gleichwohl war er ihm nichts schuldig, und ich, der ich Thénardier so viel schuldig bin, ich sollte ihn nicht in der Dunkelheit auffinden können, in welcher er mit dem Tode ringt, und ihn meinerseits wieder in das Leben zurücktragen? — O, ich werde ihn finden!"

Um Thènardier aufzufinden, hätte Marius in der That einen seiner Arme hingegeben, und um ihn aus dem Elend zu reißen, all sein Blut.

Thénardier zu finden, ihm irgend einen Dienst zu leisten, und ihm dann zu sagen: „Sie kennen mich nicht, aber ich kenne Sie! Verfügen Sie über mich!" das war der lieblichste und herrlichste Traum, den Marius hegte.

III.

Marius wächst.

Um diese Zeit war Marius zwanzig Jahre alt. Seit drei Jahren hatte er seinen Großvater verlassen. Man war von beiden Seiten auf demselben Fuß geblieben, ohne Annäherung und ohne Versuch, sich wieder zu sehen. Sich wieder zu sehen, wozu wäre das übrigens gut gewesen? Um sich an einander zu reiben? Wer würde gegen den Andern Recht behalten haben? Marius war das eherne Gefäß, aber der Vater Gillenormand war der eiserne Topf. Gestehen wir, daß Marius sich in dem Herzen seines Großvaters geirrt hatte. Er bildete sich ein, Herr Gillenormand hätte ihn nie geliebt und dieser rauhe, kalte, lachende Alte, der fluchte, schrie, stürmte und den Stock gegen ihn erhob, hege für ihn höchstens jene zugleich leichtfertige und strenge Zuneigung der Polterer im Lustspiel. Marius täuschte sich. Es giebt Väter, die ihre Kinder nicht lieben, aber es existirt kein Großvater, der seine Enkel nicht anbetet. Im Grunde betete Herr Gillenormand, wie wir bereits erwähnten, Marius an. Er that dies auf seine Weise mit Accompagnements von Zänkereien und selbst von Püffen. Allein als das Kind verschwunden war, fühlte er in seinem Herzen eine schwarze Leere. Er verlangte, daß man nicht mehr von ihm sprechen sollte und beklagte dabei doch leise, daß man ihm so gut gehorchte. Während der ersten Zeit hoffte er, daß der Buonapartist, der Jacobiner, der Terrorist, der Septembriseur zurückkommen würde, aber die Wochen vergingen, die Monate vergingen, die Jahre vergingen, zur

großen Verzweiflung des Herrn Gillenormand kehrte der Blutsauger nicht zurück.

„Ich konnte aber doch nicht Anders handeln als ihn fortjagen," sagte der Großvater zu sich selbst. Und dann fügte er hinzu: „Käme es noch einmal, würde ich es dann wieder so machen?" Sein Stolz antwortete auf der Stelle: ja, allein der alte Kopf, den er dazu schüttelte, antwortete im Stillen traurig nein. Er hatte seine Stunden der Niedergeschlagenheit, Marius fehlte ihm. Die Greise bedürfen der Zuneigung wie der Sonne. Das ist Wärme für sie. Wie groß auch seine natürliche Kraft sein mochte, hatte doch Marius' Abwesenheit Etwas in ihm verändert. Um nichts in der Welt hätte er diesen „kleinen Schelm" einen Schritt entgegenkommen mögen; aber er litt darunter. Er erkundigte sich nie nach ihm, aber er dachte beständig an ihn. Er lebte zurückgezogener als je. Er war noch wie sonst lustig und heftig, aber seine Heiterkeit hatte eine krampfhafte Härte, als ob sie Schmerz und Zorn enthielt, und seine Heftigkeit endete stets mit einer Art von sanfter finsterer Niedergeschlagenheit. Er sagte: „ach, wenn er wiederkäme, welch eine tüchtige Ohrfeige würde ich ihm geben!"

Die Tante dachte zu wenig, um viel zu lieben; Marius war für sie nur noch eine Art schwarzer unbestimmter Silhouette, und sie war dahin gekommen, sich mit ihm viel weniger zu beschäftigen als mit der Katze oder dem Papagei, die sie wahrscheinlich hatte.

Was das geheime Leiden des Vater Gillenormand noch steigerte, war, daß er es in sich verschloß und nichts davon errathen ließ. Sein Kummer glich den unerfundenen Oefen, welche ihren Rauch selbst verzehren. Zuweilen geschah es, daß ungeschickte Zudringliche von Marius zu ihm sprachen und ihn fragten: „was macht denn Ihr Herr Enkel?" oder: „was ist aus ihm geworden?"

Der alte Mann entgegnete seufzend, wenn er zu traurig war, oder indem er seine Manschetten zupfte, indem er heiter erscheinen wollte:

„Der Herr Baron von Pontmercy prozessirt irgendwo.“

Während der Greis bereute, wünschte Marius sich Glück. Gleich allen guten Herzen hatte das Unglück auch ihn die Bitterkeit geraubt. Er dachte an Gillenormand nur voll Sanftmuth. Aber er beharrte fest dabei, nichts von dem Manne anzunehmen, der seinen Vater angefeindet hatte. — Das war jetzt die veränderte Uebersetzung seines ersten Unwillens. Außerdem fühlte er sich glücklich darüber, gelitten zu haben und noch zu leiden. Das geschah für seinen Vater. Die Härte des Lebens befriedigte, und gefiel ihm. Er sagte sich mit einer Art von Freude: das sei wohl das Wenigste; — es sei eine Zähmung. Außerdem würde er endlich und später für seine gottlose Gleichgiltigkeit gegen seinen Vater und einem solchen Vater bestraft worden sein. —

Es würde nicht gerecht gewesen sein, hätte sein Vater alle Leiden zu tragen gehabt und er keine. Was waren übrigens seine Arbeiten und seine Armuth im Vergleich zu dem heldenmüthigen Leben des Obersten. — Seine einzige Möglichkeit, sich seinem Vater zu nähern und ihm ähnlich zu sein, bestände übrigens darin, tapfer gegen die Armuth zu kämpfen, wie er tapfer gegen den Feind gekämpft hatte. — Das wäre es ohne Zweifel, was der Oberst durch die Worte hätte sagen wollen: er wird dessen würdig sein, — Worte, welche Marius nicht mehr von der Hand des Obersten geschrieben auf seiner Brust trug, wohl aber in seinem Herzen.

Und dann war er auch an dem Tage, an welchem sein Großvater ihn verstieß, nur noch ein Kind, jetzt war er ein Mann. Er fühlte das. Das Elend, das Bleiben dabei, war für ihn gut gewesen. Die Armuth in der Gegenwart

hat, wenn diese sich zum Guten wendet, das Erhabene, daß sie den ganzen Willen auf die Anstrengung und die ganze Seele auf die Verehrung Gottes lenkt. Die Armuth macht sogleich das materielle Leben nackt und abscheulich; daher der unaussprechliche Strom nach dem idealen Leben. Der reiche junge Mann hat hundert glänzende rohe Zerstreuungen, Wettrennen, Jagdhunde, Tabak, Spiel, gute Mahlzeiten und alles Uebrige; Beschäftigungen der niedern Seiten der Seele auf Kosten der höheren und zarteren. Der arme junge Mann strengt sich an, um sein Brod zu gewinnen. Er ißt, und wenn er gegessen hat, bleibt ihm nur noch die Träumerei. Er geht in die unentgeldlichen Schauspiele, welche Gott giebt; er betrachtet den Himmel, die Sterne, die Blumen, die Kinder der Menschheit, in der er leidet, die Schöpfung, in der er sich freut. Er betrachtet so lange die Menschheit, daß er die Seele erkennt; er betrachtet so lange die Schöpfung, daß er Gott sieht. Er träumt und fühlt sich groß; er träumt wieder und fühlt sich liebevoll. Von dem Egoismus des Menschen, der leidet, geht er über zu dem Mitleid des Menschen, der nachdenkt. Indem er an die vielen Genüsse denkt, welche die Natur den offenen Seelen verschwenderisch bietet und den verschlossenen Seelen verweigert, kommt er zuletzt dahin, daß er, der Millionair des Verstandes, den Millionair des Geldes beklagt. Aller Haß verschwindet aus seinem Herzen in dem Maße, wie alles Licht in seinen Geist eindringt. Ist er übrigens unglücklich? Nein. Die Noth eines jungen Mannes ist niemals Elend. Der erste beste junge Mann mit seiner kräftigen Gesundheit wird stets von einem alten Kaiser beneidet werden. Jeden Tag beginnt er von Neuem sein Brod zu gewinnen, und während seine Hände ihn ernähren, gewinnt sein Rückgrat Stolz, sein Gehirn Gedanken. Ist sein Tagewerk beendet, so kehrt er zu den Betrachtungen zurück; er lebt mit den Füßen in den Betrübnissen, den Hindernissen,

zuweilen im Kothe sogar, mit dem Kopfe im Licht. Er ist fest, heiter, sanft, friedlich, aufmerksam, ernst, zufrieden mit Wenigem, wohlwollend; er dankt Gott, ihm die beiden Reichthümer verliehen zu haben, welche andern Reichen mangeln! die Arbeit, die ihm frei, den Gedanken, der ihn würdig macht.

Das ist es, was in Marius vorgegangen war. Er hatte selbst, um Alles zu sagen, sich ein wenig zu sehr der Betrachtung überlassen. Von dem Tage an, wo es ihm gelungen war, seinen Lebensunterhalt mit ziemlicher Gewißheit zu gewinnen, war er dabei stehen geblieben, indem er es für gut fand, arm zu sein, und verminderte die der Arbeit gewidmete Zeit, um sie dem Denken zuzuwenden, das heißt, er brachte zuweilen ganze Tage damit hin, zu denken, versenkt wie ein Visionair in die stumme Wollust der Extase des innern Entzückens. Er hatte sich als Problem seines Lebens gestellt, so wenig als möglich die materielle Arbeit zu verrichten, um so viel als möglich die untastbare Arbeit zu vollbringen, oder mit anderen Worten, einige Stunden dem wirklichen Leben und die übrige Zeit dem Unendlichen zu weihen. Da er glaubte, daß es ihm an nichts mangelte, bemerkte er nicht, daß das Nachdenken, so begriffen, endlich zu einer von den Formen der Trägheit wird; daß er sich damit begnügt hatte, den ersten Nothwendigkeiten des Lebens zu genügen und daß er zu viel ruhe.

Offenbar konnte das für diese kräftige und edle Natur nur ein Uebergangszustand sein und bei dem ersten Stoße gegen die unvermeidlichen Bestimmungen des Geschickes mußte Marius erwachen.

Inzwischen führte Marius, obgleich er Advokat war und ungeachtet dessen, was der Vater Gillenormand von ihm dachte, keine Prozesse. Die Träumerei hatte ihn davon abgehalten. Die Gerichtsverhandlungen zu besuchen, nach Clienten zu trachten war ihm langweilig. Wozu auch? Er

sah keinen Grund ein, seinen Broderwerb zu ändern. Die kaufmännische und unbekannte Handlung, für welche er arbeitete, hatte ihm zuletzt ein sicheres Einkommen ausgeworfen, eine Arbeit, die wenig Mühe machte, und ein Einkommen, das, wie wir dies erklärten, ihm genügte.

Einer der Buchhändler, welcher ihn beschäftigte, Herr Magimell, glaube ich, hatte ihm den Antrag gemacht, ihn zu sich zu nehmen, ihm eine gute Wohnung zu geben, ihm regelmäßige Arbeit zu überweisen und ihm 1500 Francs jährlich zu zahlen. Gut wohnen! 1500 Francs! Ganz gut! Aber auf seine Freiheit verzichten, ein besoldeter Schreiber sein? Eine Art von Schriftsteller-Commis? Nach der Ansicht, welche Marius von dieser Stellung hatte, wurde seine Lage, indem er sie annahm, zugleich besser und schlimmer; er gewann an Wohlbehagen und verlor an Würde; es war ein vollständiges und schönes Unglück, welches sich in eine häßliche Verlegenheit verwandelte; so etwas wie ein Blinder, der einäugig geworden wäre. Er schlug es ab.

Marius lebte einsam. In Folge seiner Neigungen außerhalb von Allem zu bleiben, und vielleicht auch zu sehr eingeschüchtert, war er nicht entschieden in die Gesellschaft eingetreten, der Enjolras vorstand. Man war gute Kameraden geblieben, man war bereit, sich gelegentlich auf edle Weise gegenseitig Beistand zu leisten; aber weiter auch nichts. Marius hatte zwei Freunde, einen jungen, Courfeyrac, einen alten, Herr Mabeuf. Er näherte sich mehr dem alten zu. Zunächst verdankte er ihm die Revolution, die in ihm vorgegangen; er dankte es dem Greise, daß er seinen Vater kennen und lieben gelernt hatte;

„Er hat mir den Staar gestochen."

Ganz gewiß war dieser Kirchenvorsteher für ihn entscheidend gewesen.

Indeß war Herr Mabeuf bei dieser Gelegenheit nichts anders als ein ruhiger und theilnahmloser Vermittler der Vor-

sehung gewesen. Er hatte Alles zufällig und ohne es zu wissen aufgeklärt, wie ein Licht, das Jemand bringt; er war das Licht und nicht die Person.

Was die politische innere Revolution bei Marius betrifft, so war Mabeuf vollkommen unfähig, sie zu verstehen, sie zu wollen und sie zu lenken.

Da man Herrn Mabeuf später wieder finden wird, sind einige Worte über ihn nicht nutzlos.

IV.

Herr Mabeuf.

Der Tag, an welchem Herr Mabeuf zu Marius sagte: gewiß billige ich die politischen Meinungen, sprach er den wahren Zustand seines Geistes aus. Alle politischen Meinungen waren ihm gleichgültig, er billigte sie alle ohne Unterschied, damit sie ihn in Ruhe ließen.

Er begriff nicht, daß die Menschen sich damit beschäftigen konnten, sich wegen Alfanzereien wie die Charte, die Demokratie, die Legitimität, die Monarchie, die Republik &c. zu hassen, während es in der Welt alle Arten von Moos, von Gras, von Pflanzen gab, die sie betrachten, und eine Masse von Folio und Sedezbänden, die sie durchblättern konnten. Er hütete sich wohl davor nutzlos zu sein. Bücher zu haben hinderten ihn nicht darin zu lesen, Botaniker zu sein hinderte ihn nicht daran, Gärtner zu sein. Als er Pontmercy kennen gelernt hatte, bestand zwischen Ihnen wahre

Sympathie, nur daß er das, was der Oberst für die Blumen that, seinerseits für die Früchte that. Herr Mabeuf war dahin gelangt, die saftigsten Birnen zu ziehen, und ihn verdankte man die October-Mirabelle, die jetzt berühmt ist und nicht minder würzig wie die St. Germain-Mirabelle. Er ging in die Messe mehr aus Sanftmuth als aus Frömmigkeit, und dann auch weil er die Gesichter der Menschen liebte, ihren Lärm aber haßte und sie nur in den Kirchen vereinigt und schweigend fand. Da er fühlte, daß man in dem Staate irgend Etwas sein muß, hatte er die Laufbahn eines Kirchenvorstehers gewählt. Uebrigens war es ihm nie gelungen, eine Frau ebenso zu lieben, wie eine Tulpenzwiebel, und einen Mann ebenso wie einen Elzevir. Er war seit langer Zeit über das sechszigste Jahr hinaus, als ihn eines Tages Jemand fragte:

„Haben Sie sich nie verheirathet?"

„Ich habe es vergessen," sagte er.

Wenn es ihm zuweilen begegnete — und wem begegnet das nicht? — zu sagen: „Ach, wenn ich reich wäre!" so geschah dies nicht, indem er ein Mädchen lorgnettirte, wie der Vater Gillenormand, sondern indem er eine alte Scharteke betrachtete. Er lebte allein mit einer alten Haushälterin. Er litt ein wenig an der Handgicht, und wenn er schlief, krümmten sich seine alte Finger, durch Rheumatismus gelähmt, unter den Falten seines Betttuches. Er hatte eine Flora der Gegend von Cauterets mit illuminirten Kupfertafeln herausgegeben, ein ziemlich berühmtes Werk, dessen Platten er besaß und das er selbst verkaufte. Man klingelte deshalb zwei oder drei Mal täglich bei ihm, Rue Mézières. Er gewann dadurch ungefähr 2000 Francs jährlich. Darin bestand so ziemlich sein ganzes Vermögen. Obgleich er arm war, hatte er das Talent besessen, durch Geduld, Entbehrungen und Zeit eine kostbare Sammlung von seltenen Exemplaren aller Art an-

zulegen. Er ging nie ohne ein Buch unter dem Arme aus und oft kam er mit zweien zurück. Die einzige Verzierung der vier Zimmer des Erdgeschosses, welche mit einem kleinen Garten seine Wohnung bildeten, waren eingerahmte Herbarien und Kupferstiche alter Meister. Der Anblick eines Säbels oder eines Gewehres machte ihn erstarren. In seinem Leben war er keiner Kanone zu nahe gekommen, selbst nicht in dem Palast der Invaliden. Er hatte einen leiblichen Magen; einen Bruder, der Pfarrer war; ganz weiße Haare, keine Zähne weder im Munde, noch im Geiste; ein Zittern im ganzen Körper, picardischen Accent, ländliches Lachen und das Aussehen eines alten Schöpses. Dabei hatte er keine andere Freundschaft oder keine andere Beziehung unter den Lebenden, als einen alten Buchhändler der Porte St. Jacques, Namens Royol. Sein Traum bestand darin, den Indigo in Frankreich zu naturalisiren. Auch seine Magd war die Idee der Unschuld. Das arme alte Weib war Jungfrau. Sultan, ihr Kater, hatte ihr ganzes Herz erfüllt und genügte für die Summe der Leidenschaft, die in ihr lag. Keiner ihrer Träume war jemals bis zu einem Manne gegangen. Nie hatte sie über ihre Katze hinauskommen können. Gleich dieser hatte sie einen Bart. Ihren Ruhm setzte sie in ihre stets schneeweiße Haube. Ihre Zeit brachte sie am Sonntag nach der Messe damit hin, ihr Leinenzeug in ihrer Kiste zu zählen und auf ihrem Bett ihre Kleiderstoffe auszubreiten, die sie kaufte und nie machen ließ. Sie konnte lesen; Herr Mabeuf hatte ihr den Beinamen die Mutter Plutarch gegeben.

Herr Mabeuf hatte an Marius Wohlgefallen gefunden, weil Marius, der jung und sanft war, sein Alter erwärmte, ohne seine Schüchternheit zu verletzen. Die Jugend mit Sanftmuth gepaart macht auf die Greise die Wirkung der Sonne ohne Wind. Wenn Marius sich mit militairischem

Ruhme, mit Pulverdampf, mit Märschen und Gegenmärschen, mit all den Schlachtenwundern, bei denen sein Vater so tüchtige Säbelhiebe ausgetheilt und bekommen, gesättigt hatte, ging er zu Herrn Mabeuf, und Herr Mabeuf, sprach mit ihm über den Helden aus dem Gesichtspunkte der Blumen.

Gegen 1830 war sein Bruder der Pfarrer gestorben und beinahe sogleich hatte sich der ganze Horizont für Herrn Mabeuf verfinstert. Der Bankerot eines Notars raubte ihm eine Summe von 10,000 Francs, welche Alles war, was er an Vermögen besaß. Die Julirevolution führte eine Krisis in dem Buchhandel herbei. In den Zeiten der Aufregung ist das Erste, was sich nicht verkauft, eine Flora. Die Flora der Umgegend von Cauteretz blieb liegen. Wochen vergingen ohne einen einzigen Käufer. Zuweilen erbebte Herr Mabeuf bei einem Klingelzuge.

„Herr," sagte traurig die Magd, „es ist der Wasserträger."

Kurz, eines Tages verließ Herr Mabeuf die Rue Mézières, verzichtete auf das Amt des Kirchenvorstehers, verzichtete auf St. Sulpice, verkaufte einen Theil, nicht seiner Bücher, aber seiner Kupferstiche — auf welche er am wenigsten hielt — und zog nach einem kleinen Hause des Boulevard Montparnaß, wo er übrigens nur drei Quartale blieb, und zwar aus zwei Gründen. Erstens weil das Erdgeschoß und der Garten 300 Francs kosteten und er nur 200 Francs auf seine Miethe zu verwenden wagte; zweitens weil der Schießplatz Fatou in der Nähe lag und er fortwährend die Pistolenschüsse von dort hörte, was ihm unerträglich war.

Er nahm seine Flora, seine Kupferplatten, seine Herbarien, seine Mappen, seine Bücher mit sich und bezog in der Nähe der Salpetrière eine Art von Hütte des Dorfes Austerlitz, wo er für fünfzig Thaler jährlich drei Stuben

und einen Garten hatte, der mit einer Hecke umgeben war und in dem ein Brunnen stand. Er benutzte diesen Umzug, um beinahe alle seine Meubel zu verkaufen.

An dem Tage seines Einzuges in diese neue Wohnung war er sehr heiter und schlug selbst die Nägel ein, um seine Kupferstiche und seine Herbarien aufzuhängen. Er grub den übrigen Theil des Tages in seinem Garten, und am Abend, als er sah, daß die Mutter Plutarch finster und nachdenkend war, schlug er sie lachend auf die Achsel und sagte: „Wir haben den Indigo!"

Nur zwei Besucher, der Buchhändler der Porte St. Jacques, und Marius wurden in dieser Hütte von Austerlitz zugelassen, ein Name, der ihn, um die Wahrheit zu sagen, ziemlich unangenehm war. Uebrigens sind, wie wir dies andeuteten, die Köpfe, die sich mit einer Weisheit oder einer Thorheit beschäftigen, oder, wie dies oft genug geschieht, mit beiden zugleich, für die Dinge des wirklichen Lebens nur sehr schwer zugänglich. Ihr eigenes Geschick liegt ihnen fern. Es geht aus dieser Richtung der Gedanken auf einen Punkt eine Passivität hervor, die, wenn sie überlegt wäre, der Philosophie gleichen würde. Man sinkt herab, man stürzt sogar zusammen, ohne es sonderlich zu bemerken. Es endigt allerdings stets durch ein Erwachen, aber sehr spät. Einstweilen scheint es, als sei man bei dem Spiele, das zwischen unserm Glück und unserm Unglück vorgeht, unbetheiligt. Man ist der Einsatz und sieht voll Gleichgiltigkeit auf die Partie. So war Herr Mabeuf bei der Dunkelheit, die rings um ihn her entstand und während alle seine Hoffnungen eine nach der anderen erloschen, heiter geblieben, wenn auch etwas kindisch. Seine geistigen Gewohnheiten bewegten sich hin und her wie ein Strudel. Einmal zu einer Illusion erhoben blieb er lange in Bewegung, selbst wenn die Illusion geschwunden war.

Herr Mabeuf hatte unschuldige Vergnügungen. Diese

waren nicht kostspielig und unerwartet; der geringste Zufall bot sie ihm. Eines Tages las die Mutter Plutarch einen Roman in einer Ecke der Stube. Sie las laut, indem sie fand, daß sie so besser verstand. Es giebt Leute, die sehr laut lesen und dabei aussehen, als gäben sie sich das Ehrenwort auf das, was sie lesen.

Die Mutter Plutarch las mit dieser Energie den Roman, den sie in der Hand hielt. Herr Mabeuf vernahm die Worte, ohne darauf zu hören.

Während des Lesens kam die Mutter Plutarch zu folgender Stelle. Es war die Rede von einem Dragoner-Offizier und einer Schönen.

„— La belle bouda, et le dragon —"*) hier unterbrach sie sich, um ihre Brille abzuwischen.

„Buddha und der Drache," wiederholte mit leiser Stimme Herr Mabeuf. „Ja, es ist wahr. Es gab einen Drachen, der aus seiner Höhle Flammen spie und den Himmel verbrannte. Mehrere Sterne waren schon durch dieses Ungeheuer, das außerdem noch die Krallen eines Tigers hatte, in Brand gesteckt. Buddah ging in seine Höhle und es gelang ihm, den Drachen zu bekehren. Das ist ein gutes Buch, das Sie da lesen, Mutter Plutarch. Es giebt keine schönere Legende."

Und Herr Mabeuf versank in eine köstliche Träumerei.

*) Unübersetzbares Wortspiel. Wörtlich übersetzt heißt es: „die schöne Blonde und der Drachomo (Drache)."

V.

Redliche Armuth ist die Nachbarin des Elends.

Marius fand Gefallen an dem offenherzigen Greise, der sich langsam von der Armuth erfaßt sah und sich allmälig darüber wunderte, ohne sich indeß noch darüber betrüben zu können. Marius begegnete Courfeyrac, und suchte Herrn Mabeuf auf. Selten nur jedoch, höchstens ein oder zwei Mal jeden Monat.

Marius fand Vergnügen daran, lange einsame Spaziergänge auf den äußeren Boulevards zu machen oder auf dem Champ du Mars oder den mindest besuchten Alleen des Luxemburger Gartens. Er brachte zuweilen einen halben Tag damit hin, den Garten eines Gemüsehändlers zu betrachten, die Beete mit Salat, die Hühner auf dem Düngerhaufen und das sich drehende Pferd des Wasserrades. Die Vorübergehenden sahen ihn voll Staunen an, und Einige fanden, daß er ein verdächtiges und finsteres Aussehen hätte. Er war nur ein armer junger Mann, der ohne Gegenstand träumte. Auf einem dieser Spaziergänge hatte er die Baracke Gorbeau entdeckt; die einsame Lage und der wohlfeile Preis reizten ihn und er zog dort ein. Man kannte ihn daselbst unter dem Namen Herr Marius.

Einige der alten Generale oder der alten Kameraden seines Vaters hatten ihn eingeladen, sie zu besuchen, als sie ihn kennen lernten. Marius lehnte es nicht ab. Es waren Veranlassungen, von seinem Vater zu sprechen. So ging er von Zeit zu Zeit zu den Grafen Pajol, zu dem General

Bellavesne, zu den General Fririon, zu den Invaliden. Man machte daselbst Musik, man tanzte. An solchen Abenden zog Marius seinen neuen Anzug an. Aber er ging zu solchen Abendgesellschaften und zu solchen Bällen des Abends nur an Tagen, an welchem es fror, daß Steine hätten springen mögen, denn er konnte einen Wagen nicht bezahlen und wollte immer mit spiegelblanken Stiefeln ankommen.

Er sagte zuweilen, aber ohne Bitterkeit:

„Die Menschen sind so, daß man in einem Salon überall schmutzig sein kann, nur nicht an den Stiefeln. Man verlangt hier, um Euch wohl aufzunehmen, nur Eines tadellos: das Gewissen? Nein, die Stiefel.

Alle andern Leidenschaften, außer denen des Herzens, verschwinden in der Träumerei. Das politische Fieber Marius war so verschwunden. Die Revolution von 1830 hatte dazu beigetragen, indem sie ihn befriedigte und beruhigte. Er war derselbe geblieben bis auf den Zorn. Seine politischen Ansichten waren noch immer dieselben, nur hatten sie sich gemildert. Richtiger gesagt, hatte er keine Meinungen mehr, sondern Sympathien. Zu welcher Partei gehörte er? Zu der Partei der Menschheit. In der Menschheit wählte er Frankreich; in der Nation wählte er das Volk; in dem Volk wählte er das Weib. Diesem besonders wendete sein Mitleid sich zu. Jetzt zog er eine Idee einer Thatsache vor, einen Dichter einem Helden und bewunderte noch mehr ein Buch wie Hiob, als ein Ereigniß wie Marengo. Wenn er dann nach einem Tage der Betrachtungen Abends über die Boulevards ging und durch die Aeste der Bäume den unbegrenzten Hintergrund sah, den Schein ohne Namen, das Geheimniß, dann kam alles Menschliche ihm sehr klein vor.

Er glaubte zu dem Wahren des Lebens und der menschlichen Philosophie gelangt zu sein, und war endlich dahin gekommen, nur noch auf den Himmel zu blicken, als

das Einzige, was die Wahrheit aus der Tiefe ihres Brunnens erblicken kann.

Das hinderte ihn indeß nicht, die Pläne, die Zusammensetzungen, die Projecte der Zukunft zu vermannigfaltigen. Wenn bei diesem Zustand der Träumerei ein Auge in Marius' Inneres hätte blicken können, so würde es durch die Reinheit dieser Seele geblendet worden sein. In der That, wenn es unsern fleischlichen Augen gegeben wäre, in das Gewissen Anderer blicken zu können, so würde man einen Menschen viel richtiger nach dem beurtheilen können, was er träumt, als nach dem, was er denkt. In dem Gedanken liegt Willen, in dem Traume nicht. In solchen Eingebungen kann man weit mehr als in geordneten Begriffen den wahren Charakter jedes Menschen wieder finden. Jeder träumt das Unbekannte und das Unmögliche nach seiner Natur.

Gegen die Mitte dieses Jahres 1831 erzählte die Alte, welche Marius bediente, daß man seine Nachbarn, die elende Wirthschaft Jondrette, auf die Straße werfen würde. Marius, der beinahe seinen ganzen Tag außerhalb zubrachte, wußte kaum, daß er Nachbarn hatte.

„Weshalb schickt man sie fort?“ fragte er.

„Weil sie ihre Miethe nicht bezahlen und zwei Termine schuldig sind.“

„Wie viel beträgt das?“

„Zwanzig Francs,“ sagte die Alte.

Marius hatte in einem Kästchen dreißig Francs zurückgelegt.

„Nehmen Sie,“ sagte er zu der Alten, „hier sind fünfundzwanzig Francs. Bezahlen Sie für die armen Leute, geben Sie ihnen fünf Francs, und sagen sie nicht, daß es von mir kommt.“

VI.

Der Stellvertreter.

Der Zufall wollte, daß das Regiment, in welchem der Lieutenant Theodulus diente, nach Paris in Garnison kam. Dies gab Veranlassung zu einer zweiten Idee für die Tante Gillenormand. Das erste Mal hatte sie daran gedacht, Marius durch Theodulus beobachten zu lassen; jetzt dachte sie daran, Theodulus zum Nachfolger von Marius zu machen.

Ein Großneffe ist beinahe ein Enkel; in Ermangelung eines Advokaten nimmt man einen Lancier.

Eines Morgens, als Herr Gillenormand im Zuge war, so etwas wie die Quotidienne zu lesen, trat seine Tochter bei ihm ein und sagte mit ihrer sanften Stimme — denn es handelte sich um ihren Günstling:

„Vater, Theodulus wird Ihnen heute seine Achtung zu beweisen kommen."

„Wer ist das, Theodolus?"

„Ihr Großneffe."

„Ach!" sagte der Großvater.

Dann las er weiter und dachte nicht mehr an den Großneffen, der nichts als irgend ein Theodulus war, und bald bekam er sehr üble Laune, wie ihm dies beinahe immer begegnete, wenn er las. Das „Blatt", das er in der Hand hielt, übrigens royalistisch, das versteht sich von selbst, verkündete für den nächsten Tag eines jener kleinen täglichen Ereignisse des damaligen Paris: daß die Zöglinge der Rechts- und der Medicinschule sich auf dem Platze des

Pantheon versammeln würden — um zu berathen. — Es handelte sich um eine der Fragen des Augenblicks: um die Artillerie der Nationalgarde und um einen Conflict zwischen dem Kriegsminister und der „Nationalgarde" über die auf dem Hofe des Louvre stehenden Kanonen. Die Studenten sollten darüber berathschlagen. Es war nicht viel mehr nöthig, um Gillenormand aufzubringen.

Er dachte daran, daß Marius, der Student war, wahrscheinlich mit den andern um Mittag auf dem Platz des Pantheon mit berathen würde.

Während er diesen heimlichen Traum hatte, trat der Lieutenant Theodulus ein, bürgerlich gekleidet, was sehr gewandt und bescheiden war, eingeführt durch Fräulein Gillenormand. Der Lancier hatte folgendes Raisonnement angestellt: „Der alte Druide hat nicht Alles auf Leibrenten angelegt. Das lohnt wohl der Mühe, sich von Zeit zu Zeit als Chinese zu verkleiden."

Fräulein Gillenormand sagte laut zu ihrem Vater:

„Theodulus, Ihr Großneffe."

Dann fügte sie leise zu dem Lieutenant hinzu:

„Stimme Allem bei."

Hierauf entfernte sie sich.

Der Lieutenant, der an so ehrwürdige Begegnungen nicht gewöhnt war, stammelte mit einiger Schüchternheit: „Guten Tag, lieber Onkel," und machte dann einen Gruß, der ein unwillkührliches Gemisch von dem Militairischen und dem Bürgerlichen war.

„Ach, Sie sind es! Es ist gut! Setzen Sie sich," sagte der Alte.

Nachdem er das gesagt hatte, vergaß er den Lancier vollständig.

Theodulus setzte sich und Herr Gillenormand stand auf.

Herr Gillenormand ging in dem Zimmer auf und nieder, die Hände in den Taschen, sprach ganz laut und

rührte mit seinen alten zornigen Fingern die beiden Uhren hin und her, die er in den beiden Taschen trug.

„Dieser Haufen von Laffen! Die rufen sich auf den Platz des Pantheon zusammen! Burschen, die gestern noch bei der Amme waren! Drückte man sie an der Nase, so würde Milch herausfließen! Und das will morgen um Mittag sich berathen! Wo kommt man hin? wo kommt man hin? Offenbar in den Abgrund. Die Bürgerartillerie! Ueber die Bürgerartillerie zu berathen! Und mit wem wollen sie da zusammentreffen? Man sehe nun, wohin der Jacobinismus führt! Ich wette was man will, daß nichts dort sein wird, als bestrafte Verbrecher und freigelassene Züchtlinge. Republikaner und Galeerensclaven, das ist nur eine Nase und ein Taschentuch."

„Das ist richtig," sagte Theodulus.

Herr Gillenormand wendete ein wenig den Kopf, sah Theodulus an und fuhr fort:

„Wenn man bedenkt, daß der Schuft die Schändlichkeit gehabt hat, Carbonaro zu werden. Weshalb hast Du mein Haus verlassen? Um Dich zum Republikaner zu machen. Pest! Erstlich will das Volk nichts von Deiner Republik. Es hat gesunden Verstand, es weiß wohl, daß es von jeher Könige hatte, und daß es die immer haben wird, und daß das Volk nichts ist als das Volk. Es kümmert sich den Kuckuk um Deine Republik, Einfaltspinsel. Der erste beste Schelm läßt seinen Bocksbart wachsen, hält sich für etwas Rechtes und verläßt die alten Verwandten. Das ist romantisch, das ist republikanisch. Was ist romantisch? Alle Arten möglicher Thorheiten! — Und dann giebt es auch Kanonen auf dem Hofe des Louvre. So sind die Räubereien dieser Zeit."

„Sie haben sehr Recht, Onkel," sagte Theodulus.

Herr Gillenormand fuhr fort:

„Kanonen auf dem Hofe des Museum! Wozu? Ka-

nonen, was willst Du von mir? Wollt ihr denn den Apoll von Belvedere mit Kartätschen beschießen? Was haben die Cartouchen mit der Venus von Medicis zu schaffen? O die jungen Leute unserer Zeit sind Schnapphähne, und die keine Ungeheuer sind, das sind Dummköpfe! Sie thun Alles, was sie können, um häßlich zu werden; sie sind schlecht gekleidet, fürchten sich vor den Weibern und haben gegen die Unterröcke das Wesen eines Bettlers, worüber die Maikäfer lachen müssen; auf Ehre, man sollte glauben, sie wären verschämte Arme der Liebe. Sie sind mißgestaltet und vervollständigen sich dadurch, daß sie einfältig sind. Und dieser ganze Schwarm von Kinder will politische Meinungen haben. Es sollte streng verboten werden, politische Meinungen zu hegen. Sie fabriciren Systeme, bilden die Gesellschaft um, demoliren die Monarchie, werfen alle Gesetze zu Boden, bringen den Boden an die Stelle des Kellers, einen Thürhüter an die Stelle des Königs. Wollen die Zeit umgestalten und halten es für ein Glück, heimlich die Waden der Wäscherinnen zu beäugeln, die auf ihre Karren steigen! — Ha, Marius! ha Lump! Auf öffentlichem Platze zu debattiren! Maßregeln zu nehmen! Das nennen sie Maßregeln nehmen, gerechte Götter! Schüler berathen über die Nationalgarde, das wird man selbst bei den Ogibbewas und bei den Cadodaschen nicht sehen! Die Wilden die ganz nackt gehen mit einem Streitkolben in der Pfote, sind weniger roh, wie die Rechtsschüler! Die wollen berathen! Das ist das Ende der Welt! — Berathet nur, ihr Schelme! Aber dergleichen wird geschehen, so lange sie die Zeitungen lesen dürfen. Das kostet sie einen Sou und ihren gesunden Verstand, ihr Herz, ihre Seele und ihren Geist. Dazu verläßt man das Lager bei seiner Familie. Alle Zeitungen sind Pest; alle, selbst die Drogeau blanc! Ha, gerechter Himmel, Du kannst Dich rühmen, Deinen Großvater zur Verzweiflung gebracht zu haben!“

„Das ist offenbar," sagte Theodulus.

Daraus Nutzen ziehend, daß Herr Gillenormand Athem schöpfte, fügte der Lancier dann mit wichtigem Tone hinzu:

„Es sollte keine andere Zeitung geben als den Moniteur, und kein anderes Buch als das militairische Jahrbuch."

Herr Gillenormand fuhr fort:

„Das ist wie ihr Sieyès: ein Königsmörder, der Senator wurde! Das nimmt immer solch ein Ende. Ich sah eines Tages die Senatoren über den Quai Malaquais gehen, mit ihren Mänteln von violettem Sammt, besät mit Bienen, und mit ihrem Hute à la Henri IV. Sie sahen abscheulich aus. Man hätte glauben können, Affen von dem Hofe des Tigers zu sehen. Bürger, ich erkläre Euch, daß Euer Fortschritt eine Narrheit ist, Eure Menschheit ein Traum, Eure Revolution ein Ungeheuer; das behaupte ich gegen Euch alle, wäret Ihr auch Publicisten, Oekonomisten, Legisten, Sachkenner der Freiheit, der Gleichheit und der Brüderlichkeit, wie das Schneidemesser der Guillotine!"

„Parbleu!" rief der Lieutenant, „das ist bewundernswürdig wahr."

Herr Gillenormand unterbrach sich in einer angefangenen Bewegung, wendete sich um, sah dem Lancier Theodulus fest in das Gesicht und sagte:

„Sie sind ein Dummkopf."

Druck von R. Gensch in Berlin.